Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 18 — Marburg i. H., den 1. Mai — 1913

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Vom zweiten Gesicht — Neue Glossen zum Balkankriege. 5. Die angebliche Mitwirkung des griechischen Klerus bei den Massakers; 6. Patriarchisten und Exarchisten — Ein dogmatischer Husarenritt (Leese) — Himmelfahrt und Werktag — Offener Brief an Herrn Konsistorialpräsidenten Freiherrn von Schenk zu Schweinsberg — Zum Verständnis der Welfenpartei — Unter den Kabylen. Schluß — Verschiedenes: Praktische Auslegung des Alten Testaments (Niebergall); Deutsches Christentum (Rauh); Positive und Moderne (Sell); Positiv und Liberal (Radecke); La-otsze (Grill); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Vom zweiten Gesicht

Oeffne mir die Augen, daß ich sehe Deine Wunder ... Psalm 119, 18.

Es ist so peinlich, daß man so wenig von Gott merkt. So wenig, daß er auch Menschen, die guten Willen haben, zu Zeiten ganz unwahrscheinlich wird. Kein Wunder, daß Ungezählte aufgehört haben zu suchen, wo offenbar nichts ist.

„Ach, daß Du den Himmel zerrissest und führest herab, daß die Berge vor Dir zerflössen durch die Wunder, die Du tust, deren man sich nicht versieht!" So steht es im Jesaiabuche und in vielen gequälten Menschen. Er soll etwas tun, des man sich nicht versieht, etwas Ungewöhnliches, daß man ihn merkt, — Wunder.

Und dabei geschieht Ungewöhnliches jeden Tag, aber was hilft es, wenn es nicht erkannt wird? Etwas Andres ist viel nötiger: „Oeffne mir die Augen!"

* * *

Sehen und sehen! Das Bilderbuch ist aufgeschlagen und der Pudel muß auch mit hineinschauen. Was sieht das Kind und was der Hund? Roß und Reiter traben durch die Felder — sie sehen und sehen nicht. Zwei Menschen beugen sich über einen Papyrus, der schlichte Mensch, der ihn im Wust gefunden, und der Gelehrte, der ihn erschließen möchte. ... „Sehen und sehen" ist ein endloses Kapitel.

Man kann mit weit offenen Augen und hellem Verstand ins Leben schauen und blind sein für das, was sich quellend darin kundgibt. Es geht uns so schwer ein, Gott im Unscheinbaren zu finden. Die Wut des Hohen Rates kam aus der Zumutung, in einem unscheinbaren Provinzler Gottes Art zu spüren. Noch heute wollen viele Christenleute keinen unscheinbaren Heiland. Wenn sie nicht die Gloriole des Mirakels und Stammbäume sehen, so glauben sie nicht. Vergebens bittet Richard Rothe: „Suchen wir nur die Herrlichkeit Jesu nicht in Dingen, an denen blutwenig liegt, und übersehen wir sie in den allein wichtigen Dingen nicht, darum, weil sie keine Außerordentlichkeiten sind!" Worin die eigentliche Herrlichkeit liegt, ist am Anfang des vierten Evangeliums längst gesagt. Aber „Gnade und Wahrheit" sind beide unscheinbare Wirklichkeiten. Sie machen keinen Lärm und kein Aufsehen, weil sie die tiefen Brunnen der Erlösung sind.

* * *

Fast möchte man sagen, daß an Gott Eins wenigstens auffällig ist: seine Vorliebe für das Unauffällige, Unscheinbare. Nicht bloß in „des Menschen Sohn". Die Herkunft der Propheten, Zeugen, Helden, Märtyrer, Apostel redet deutlich genug. Die Astronomen haben es noch unterstrichen, als sie das Stäubchen Erde gegen die strahlenden Weltriesen stellten. Gott im Unscheinbaren suchen, — sollte das nicht unsre Werktagsaufgabe sein? Wir brauchen nichts Blendendes, keine Sensationen: nur den Blick für die leisen Linien und Striche in unserm Leben, die wir längst gesehen und doch nicht gesehen haben. Wir suchen Antworten und haben sie längst gelesen; wir warten auf Trost und er hat längst auf uns gewartet; wir suchen den Ewigen, und er schaut uns ohne Unterlaß an aus den kleinsten Dingen. Denn mitten hier im Leben sind wir von Gott umfangen.

* * *

Daß Gott so übergroß ist, das macht uns viel zu schaffen. Wir können es nicht fassen, daß er größer ist als alle Not und Schuld und jeder Tod. Er droht uns zu entschwinden, weil seine Unendlichkeit immer wieder durch die Netze unsrer endlichen Gedanken fließt. Da bleibt nur Eins: daß wir ihn radikal und restlos in Allem suchen, im Allerkleinsten, Allerunscheinbarsten, Allerunwahrscheinlichsten. Schimmert doch Unendlichkeit auch aus dem Atombegriff.

Wer Ihn von ganzem Herzen sucht, der merkt ihn — an seinem Richten und Aufrichten. Er ist wohl zu merken.

Es liegen noch Schätze in unserm Leben ungehoben. Sie liegen da, wo unsre schwersten Stunden waren. Als wir mitten im Kummer standen, sahen wir sie nicht. Allmählich müssen wir sehen lernen, wie Gott in all dem Schweren war. Er ist auch in dem Schweren von heute und morgen. Aber wir sind zu sehr befangen und unsre Augen sind gehalten, daß wir nicht sehen, wie wunderbar der Unbegreifliche vor unsern Blicken an unserm Leben webt.

„Oeffne mir die Augen, daß ich sehe Deine Wunder!"

P J

Neue Glossen zum Balkankriege

Vom Balkan. Vgl. Nr. 7 und 8

5. Die angebliche Mitwirkung des griechischen Klerus an den Massakers

In einem auch in der Christlichen Welt erwähnten Artikel des März, der im ersten Teil sich mit der Einnahme Saloniks durch die griechische Armee beschäftigt, erhebt Hans Barth schwere Anschuldigungen gegen den griechischen Klerus:

> Der Papás, der Pfaffe, ist es, der die Schuld an dem großen Morden trägt ... Denn die Aufstachelung des religiösen Hasses ist es ja, die dem Balkanklerus einzig und allein seine allbeherrschende Stellung verschafft.

Hans Barth ist seit vielen Jahren Berichterstatter einer großen Berliner Zeitung in Rom und war von seiner Zeitung auf ca. 14 Tage nach Salonik gesandt worden, wo er den Einzug der Griechen erlebte. Das läßt vermuten, daß er doch nicht in dem Maß Kenner von Land und Leuten ist, um ein objektives Urteil über die Verhältnisse des Orients und die orthodoxe Kirche abgeben zu können.

Es dürfte wohl Wenige in Salonik geben, die nicht den Eindruck hätten, daß seine Darstellung die Ereignisse jener Wochen stark aufbauscht. So schlimm war es doch nicht, daß damals der Leichengestank ihn bis ins Hotel verfolgte. Eine Explosion des Pulverhauses in Seitinlik, die nicht den Griechen zur Last gelegt werden kann, hatte den Tod von mehreren hundert Türken zur Folge. Die infolge der Explosion ausbrechende Panik in der Dunkelheit hat Militär und Gendarmen kopflos gemacht. Man fürchtete eine Revolution der Türken und fing an, scharf zu schießen, und als aus einem Café ein Türke auf die Straße schoß, wurde Alles, was drin war, von dem Militär zusammengeschossen. Das ist bedauerlich, aber nicht gerade aus purem Fanatismus und Uebermut geschehen. Man kann von Ausschreitungen des Militärs, von Plünderung und Mißhandlung sprechen, aber nicht von Massakers.

Aber zurück zu jenen Priestern. Barth berichtet, und darauf allein gründet sich wohl sein schwerer Vorwurf gegen die orthodoxe Kirche:

> Plötzlich staut sich die Menge. Eine blauweiße Riesenfahne in der Hand kommt ein untersetzter griechischer Papas herangeschritten, den randlosen Zylinderhut auf dem Haupt mit dem Weichselzopf von Haaren, und in dem aufgeschwemmten roten Gesicht ein paar boshaft schimmernde kleine Augen. So schreitet er langsam und feierlich einher, immer seine Fahne schwingend. Aber hinter ihm, wie auf der Via crucis alter Meister, zwei armselige Menschen, gefesselt, in der braunen Uniform türkischer Militärtelegraphisten, mißhandelt, geschlagen, gestoßen von einer johlenden Menge, die die Aermsten zum Richtplatze treibt.

Ich nehme an, daß der Bericht den Tatsachen entspricht, obgleich von durchaus zuverlässiger Seite es mir entschieden bestritten worden ist. Aber gesetzt auch, er sei wahr, was bedeutet er? Doch nichts mehr als die Taktlosigkeit eines niederen Popen, der wie die meisten seines Standes, was Bildung anlangt, unter dem Niveau unserer Küster und Kirchendiener steht. Jedenfalls ist es etwas viel, wenn auf Grund dieses Vorfalls Barth zu dem Urteil kommt:

> Nie ist mir und sicher jedem europäischen Christen (notabene nicht Balkanchristen) die furchtbare Kluft zwischen christlicher Lehre und ihrer Befolgung so zum Bewußtsein gekommen wie in diesem Kriege. Kein Cesar Borgia, kein Torquemada, kein Tilly hat in seinem ganzen Leben so teuflisch gehaust, wie der Balkanklerus, der wahre Urheber dieser Gräuel in ein paar Monaten. Selbst der rasendste spanische Fanatiker tritt vor den Pfaffen zurück, die im Türkenkrieg im Namen Christi „wirken" und würgen.

Und weiter: „Doch richtig, ich habe dem griechischen Klerus Unrecht getan. Auch unter ihm gab es einen weißen Raben. Das ist der Bischof von Cavalla", der dort die überlebenden Türken zu schonen bat.

So arg ist die Sache denn doch nicht gewesen. Nicht nur der Bischof von Cavalla, auch die Bischöfe von Doyran, Strumnitza, Florina, Drama, Dedeagatsch sind dem Morden und Treiben der bulgarischen Banden entgegengetreten. Der Metropolit von Serres hat persönlich eine Anzahl türkischer Beys vom Tode errettet. Der Bischof von Strumnitza hat — und es beruht dies nicht auf „griechischen Lügen", sondern ist mir aus türkischer Quelle berichtet worden — Männer und Frauen und Mädchen gerettet und in sicherem Geleit nach Salonik schaffen lassen. Der Metropolit von Salonik Gennadios hat ihm empfohlene türkische Familien nach Konstantinopel gesandt; der letzte türkische Vali Nasim Pascha hat ihm persönlich dafür gedankt, daß durch seine Bemühungen und Weisungen Metzeleien in Salonik verhindert worden sind, und hat erklärt, daß er das ihm sein Leben lang gedenken werde. Alle diese Bischöfe hatten an den niederen Klerus entsprechende Weisungen gegeben. Ja es hat die türkische Presse die Haltung des griechischen Klerus anerkannt. Wäre dieser nicht oft hindernd eingetreten, so hätte es der beklagenswerten Fälle noch viel mehr gegeben.

Hans Barth spricht von den biederen Pfaffen mit dem höhnisch satten Kalchasgesicht, auf der Brust ein riesengroßes Kruzifix, in Gold und Silber, im Gurt ein paar Pistolen und womöglich noch einen Jatagon. Es kann sich da nur um die Feldpopen handeln, die nach Art unserer Militärgeistlichen die griechischen Regimenter begleitet, aber an dem Morden schwerlich aktiv teilgenommen haben. Und wenn er dem Metropoliten „mit dem Augurngesicht" von Salonik zum Vorwurf macht, daß er in einer Rede den griechischen König also begrüßt habe: „Dies ist die glorreichste Epoche Ihrer Regierung und auch die glücklichste; denn Sie haben auf den Bajonettspitzen der hellenischen Soldaten die Freiheit nach Salonik gebracht und das Land von dem verhaßten Joche befreit", so wollen wir ihn deshalb nicht gerade einen frommen Lügner nennen, sondern ihm soweit Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, wenn wir uns in die Seele des Griechen hineinversetzen, ihnen der Sieg ihres Heeres als etwas von Gott Gegebenes erscheint. Was wir 1870 für uns in Anspruch nahmen, wollen wir auch anderen Völkern als Recht zugestehen.

Weder ist von den Griechen der Krieg mit jener Grausamkeit geführt worden, wie Barth es hinstellt (man soll nicht griechische und bulgarische Kriegsweise mit einander vermischen; Uebergriffe, einzelne Mißhandlungen und Gewalttaten sind vorgekommen, wie in jedem Kriege), noch gilt das Wort des Professors Körte so unbedingt, daß die christliche Bevölkerung im Orient moralisch tief unter der türkischen stehe und daß man den Türken achten und lieben, den Christen aber geringschätzen und verachten müsse. Man frage einmal die Europäer im Innern, ob wirklich ihre Türkenbegeisterung so groß ist wie die durch die Presse genährte unserer Landsleute in Deutschland. Und wenn wirklich das Christentum der Christen Mazedoniens so tief steht, so ist es die Folge der Jahrhunderte langen Bedrückung, die das Volk auch moralisch zu Grunde gerichtet und zu dem gemacht hat, was es jetzt ist.

Darüber aber, wie man zu Abdul Hamids Zeiten die Christen, die Griechen und Bulgaren behandelt hat, was für Scheußlichkeiten die politischen Gefangenen in den Kerkern erduldet haben, was die Landbevölkerung unter dem Druck der Beys und Gendarmen ertragen hat, davon weiß man allerdings in Deutschland herzlich wenig.

Wenn vor hundert Jahren preußische Bauern die aus Rußland zurückkehrenden Franzosen jeweilen mit Dreschflegeln erschlugen, so loben wir es gewiß nicht, aber wir verstehen es als eine Folge der Bedrückung, die sie durchgemacht hatten; und wenn wir hier ähnliche Ausbrüche des Hasses erlebt haben, so sehen wir darin gerechter Weise nur das Aufgehen einer Saat, die gesät ist durch Jahrhunderte, und können, was die Griechen anlangt, nur sagen, daß verhältnismäßig wenig Ausschreitungen auf ihrer Seite vorgekommen sind.

6. Patriarchisten und Exarchisten

Als 1453 der Sultan Muhammed II. Konstantinopel eroberte, erhob er den damaligen Patriarchen Gennadios zum Vezir und ernannte ihn zum Verwalter der Regierung für alle orthodoxen Untertanen seines Reiches. Das Patriarchat sollte die Behörde sein, durch die die Hohe Pforte mit den Christen verkehrte und durch die die Christen des ganzen türkischen Reiches ihre Wünsche an die Hohe Pforte gelangen ließen. Alle kirchlichen Fragen waren ihm überwiesen. Vorbehalten hatte sich die Pforte nur die rein bürgerliche Jurisdiktion. So bildete die orthodoxe Kirche einen Staat im Staat. Bis 1770 ernannte der Sultan den Patriarchen; von da an wurde seine Wahl einer Gerusie überwiesen, die aus 6 Metropoliten und 2 Laien aus dem Phanar, dem Griechenquartier in Konstantinopel, bestand. Der Patriarch war somit das Haupt der ganzen orthodoxen Kirche des osmanischen Reiches, ohne jedoch im Orient eine Stellung einzunehmen, die der Papst im Occident erlangt hat. Die Patriarchen von Jerusalem, Antiochien und Alexandrien standen und stehen ihm gleich. Nur sind auch sie an seine Intervention in dem Verkehr mit der türkischen Regierung gewiesen.

Sobald vom türkischen Reich Teile sich loslösten, als Serbien, Griechenland und Rumänien selbständig wurden, bildeten sich dort autokephale orthodoxe Kirchen. Meist sind Metropoliten ihre höchsten Würdenträger, die ihre Glaubensgemeinschaft mit dem Patriarchen von Konstantinopel nur noch dadurch dokumentieren, daß sie das heilige Salböl, das Myron, durch ihn beziehen; in allen Verwaltungsfragen und inneren kirch-

lichen Angelegenheiten sind sie vollkommen selbständig. Nur die hellenische Kirche erkennt noch eine gewisse Superiorität des Patriarchats an.

Auf das Patriarchat gewannen die vornehmen Griechenfamilien des Phanars seit der Türkenherrschaft großen Einfluß. Aus ihrer Mitte wurden die höchsten kirchlichen Würdenträger gewählt, und der Einfluß des Griechentums auf die ganze Kirche im Orient war dadurch ein fast unumschränkter. Auch bei den nichtgriechischen orthodoxen Christen war wenigstens der höhere Klerus stets griechischer Nationalität. Es hat sich dawider noch in den letzten Jahrzehnten z. B. in Syrien eine Bewegung erhoben, durch die es zu einem Schisma gekommen ist. Man machte den griechischen Bischöfen den Vorwurf, daß sie ihren Diözesen fremd gegenüber ständen, daß sie durch Simonie ihre Stellungen erlangten, daß sie die Diözesen aussogen und sich bereicherten, daß sie bei der fremden Nationalität für den Hellenismus Propaganda machten, ein Vorwurf, der sicher oft nicht unbegründet war, wenn man bedenkt, daß der Klerus unbedingte Gewalt über die Schule hat. Am schärfsten war der Gegensatz seitens der Bulgaren. Schon lange ehe es ein Fürstentum Bulgarien gab, begegnen wir hier Bestrebungen, sich vom Patriarchat zu lösen und in kirchlicher Hinsicht wenigstens ihre Selbständigkeit und damit ihre Nationalität zu wahren. Von ihnen sind die schärfsten Vorwürfe gegen das Patriarchat und gegen den griechischen Klerus erhoben worden. Die Erbitterung war um so größer, als das Patriarchat zwei von Alters her bulgarische Erzbistümer, die von Ochrida und Ipek, völlig mit griechischen Klerikern besetzt hatte. Die Bulgaren fanden mit ihren Bestrebungen bei Rußland Beistand. Die Pforte, seit langem darauf bedacht, die christlichen Nationalitäten durch Uneinigkeit zu schwächen, hat zunächst die Bulgaren gewähren lassen, dann erkannte sie ihre kirchliche Loslösung vom Patriarchen und die Errichtung eines bulgarischen Exarchats an. Der großherrliche Ferman vom 27. Februar 1870 begründete eine unabhängige bulgarische Kirche mit einem „Exarchen" an der Spitze und 13 Metropolen. Am folgenschwersten war die Bestimmung des Fermans, daß alle Gemeinden, in denen zwei Drittel der dortigen Christen sich für den Exarchen erklärten, fortan dem Exarchat angehören sollten. Es läßt sich denken, daß diese Bestimmung der Ausgangspunkt unendlich schwerer nationaler und kirchlicher Kämpfe werden mußte. Zwar glaubte das Patriarchat den furchtbaren Schlag, der seinen Einfluß in Bulgarien und Mazedonien lahmlegte, dadurch zu überwinden, daß es in der Synode von 1872 die bulgarische Kirche wegen Phylotismus, d. h. Proklamierung des Nationalitätsprinzips für häretisch erklärte. Aber vergebens. Je mehr das nationale Bewußtsein der Bulgaren erstarkte und die Erinnerungen an eine ruhmvolle Vergangenheit eines Bulgarien, das bis ans Aegäische Meer und weit nach Albanien hinein gereicht hatte, im Volke lebendig wurden, um so mehr suchten immer die Bulgaren ihre Sprachgrenze vorzuschieben; ihre wirksamsten Mittel dazu wurden Kirche und Schule, Geld und Komitatschis. Unter dem Druck der Komitatschis oder durch Geld gewonnen traten ganze Dörfer zu den Exarchisten über. Die überall gegründeten bulgarischen Schulen ließen das heranwachsende Geschlecht leicht seine Sprache und damit seine Nationalität wechseln. Natürlich hat die griechische Bevölkerung mit den gleichen Mitteln gearbeitet. Jahrzehntelang hat der Bandenkampf um Patriarchat und Exarchat in Mazedonien gewütet, und Abdul Hamids Regierung protegierte bald die Einen, bald die Andern. Es sind in jenen Zeiten unsägliche Grausamkeiten vorgekommen. Aber es gab bei den schlichten Leuten auch reichliche Beweise treuen Anhangens am Patriarchat. Denn so sehr Patriarchisten und Exarchisten in den Glaubenslehren einig sind, so bedeutete der Wechsel für Viele doch einen Verlust religiöser Werte.

Im Ganzen hat in diesen Kämpfen das Bulgarentum bedeutende Fortschritte nach Süden gemacht und ist fast bis an die Küste des Aegäischen Meeres gelangt. Wo vor einem Menschenalter noch rein griechische Dörfer und Kleinstädte waren, hat heute das Bulgarentum die Oberhand.

Man darf sagen, daß bei den scheinbar religiösen Kämpfen in der orthodoxen Kirche des Balkan es sich nicht um religiöse, sondern nationale Gegensätze handelt. Und zwar nicht nur bei dem Kampf der Patriarchisten und Exarchisten. In den letzten Wochen hat die zwangsweise Bekehrung römisch-katholischer Albaner zur orthodoxen Kirche und die Ermordung des Priesters Palitsch durch Serben und Montenegriner viel Aufsehen gemacht. Sie scheint denen Recht zu geben, die von dem Fanatismus der orthodoxen Priester und von der Aufstachelung religiöser Leidenschaften in diesem „Kreuzzug" reden.*) Wer die Verhältnisse näher kennt, wird auch hier nur eine Erscheinung der Rassengegensätze und einen Ausbruch des nationalen Hasses sehen. Die katholischen Albaner standen bisher unter dem Schutz Oesterreichs. Ihre Priester, die übrigens den Fez trugen, studierten zumeist in Oesterreich und wurden von Oesterreich besoldet und waren zu einem großen Teil Arbeiter im Dienst österreichischer Interessen. Bei dem erbitterten Haß, der seit Jahren die Serben gegen Oesterreich erfüllt, mußte naturgemäß, als sie Nordalbanien eroberten, ihre Rachsucht besonders gegen die katholischen Albaner sich richten. Ja es lag bei der besonderen Art der „Balkankultur", die nicht wählerisch in ihren Mitteln ist, nahe, sie entweder auszurotten oder gewaltsam zu bekehren, um Oesterreich jede Handhabe zu nehmen, jemals wieder, ob auch auf Umwegen, seinen Einfluß in den Gegenden aufzurichten, die man zu behalten hofft.

Wenigstens hat die serbische Regierung, wie mir von zuverlässiger Seite berichtet wird, sich bereit erklärt, die katholischen Albaner unter französischen oder italienischen Priestern unangefochten zu lassen, und soll dieserhalb mit Rom in Verhandlungen getreten sein.

Ein dogmatischer Husarenritt

Die Prinzipienlehre der neueren systematischen Theologie im Lichte der Kritik L. Feuerbachs. Von Kurt Leese. Leipzig, J. C. Hinrichs 1912. 196 S. 5,50 Mk.

Leeses Buch ist eine Erstlingsarbeit und steht für eine solche auf beträchtlicher Höhe. Für weitere Kreise ist es nicht geschrieben, kommt also in der Christlichen Welt nur mittelbar in Betracht. Trotzdem verdient es Aufmerksamkeit, und zwar als guter Barometer. Es zeigt den dogmatischen Wetterstand der Gegenwart mit seltener Deutlichkeit an. Das tut es schon dadurch, daß es keine Schulgrenzen einhält. Leese sprengt auf feurigem Roß in das Schlachtfeld der Theologie hinein und spießt mit der Lanze seiner Tendenzen auf, wen er findet: Ritschl und die von ihm angeregten Theologen hier, Männer wie Kähler, Ihmels und Schlatter dort. Beweist er demnach negativ seine Objektivität dadurch, daß er die verschiedensten Parteien gleich scharf bekämpft, so sucht er auch seine Stützen unparteiisch genug; er findet sie in Schleiermacher, Troeltsch und besonders Karl Heim. Ueberdies dankt er im Vorwort auch Schaeder, dem Vertreter der „Theozentrischen Theologie" und in der Widmung dem einstigen Direktor seines Naumburger Predigerseminars, Paul Kalweit, der ja ebenfalls die Gedanken Heims**) betont. Also ein buntes Bild, keinem der üblichen theologischen Schubfächer einzugliedern! Und doch nicht bunt genug. Denn seltsamer Weise fehlt bei Leese (wie schon in jenem Buche Schaeders) — um von anderen zu schweigen — der Hinweis auf die spekulative Theologie des neunzehnten Jahrhunderts. Sind denn der alte spekulative Liberalismus oder die spekulative Vermittlungstheologie bereits so unbekannt geworden, daß die neuen Metaphysiker ohne Wort und Gruß an ihnen vorübergehen? Das könnte sich bedenklich rächen — indem man ihre Fehler wiederholt.

Denn es handelt sich um Fragen, die gerade den spekulativen Theologen besonders nahe lagen. Leese geht aus von der Anklage auf illusionistische Hypostasierung menschlicher Wünsche und Bedürfnisse, die vor allem Feuerbach wider den Gottesglauben

*) Ueber das Ende des Franziskanerpaters Palitsch hat inzwischen eine Kommission Anderes festgestellt, als wir in Nr. 14 nacherzählt haben. Tot ist er. D H

**) Vgl. Christliche Welt 1907, Nr. 23 f.

erhebt. Er stellt sie noch einmal in ihrer ganzen Schwere vor den Leser hin und bemüht sich dann zu zeigen, daß sie noch nirgends widerlegt sei. Zu diesem Zwecke bespricht er die ganze Reihe jener Theologen. Dabei verbindet er zwei positive Züge, die in der Gegenwart weithin lebendig zu werden beginnen. Zunächst scheint der sogenannte theozentrische Gesichtspunkt leitend zu sein. Daß die deutsche Theologie vorwiegend das Seelenheil betont oder die Selbstbehauptung und Vollendung der Persönlichkeit, die das Christentum gewährt, daß sie also vorwiegend Heilstheologie im weitesten Sinn des Wortes ist, erscheint ihm als eine Entleerung und Entwertung des Gottesgedankens, damit aber als eine Verflachung der Religion. Zwar sei das Christentum auch Heilsreligion, aber Macht und Herrscherwille Gottes müssen im Vordergrund stehen: „Gott wird in Christus als die Identität der absoluten Macht und des absoluten Wertes unserer Seligkeit erlebt" (S. 194). Die genannten Gegner prüft er wesentlich unter diesem Gesichtspunkt. Sie scheinen ihm alle anthropozentrisch zu denken. Nun ist dies Urteil schon für Ritschl sehr einseitig und vergißt über dem Gedanken an das „Werturteil" wichtige andere Stücke seiner Theologie; direkt falsch aber ist es für die Entwickelung der nach Ritschl genannten Theologengruppe, zumal für Herrmann. Man muß im Gegenteil an diesem Punkte wie an manchem andern den Ritschlianismus würdigen als den Versuch, die Schranken des lutherischen Epigonentums nicht wie die spekulative Theologie von außen, durch Anlegung philosophischer Maßstäbe, sondern von innen heraus, durch vollere Vertiefung in das Wesen des Glaubens, zu überwinden.*) Es ist interessant für die Stimmung der theologischen Jugend, wie wenig Leese sich dem verständnislosen Aburteilen über Ritschl zu entziehen vermag, das neuerdings zum guten Ton, ja zum theologischen Befähigungsnachweis gehört. Allerdings deutet Leese an, daß er, unter anderen Gesichtspunkten, bei Ritschl und der nach ihm benannten Gruppe auch Verdienste erkennt. Sachlich noch interessanter ist die Kraft, mit der bei Leese wie vorher bei Schaeder die calvinische Art der Frömmigkeit gegen die lutherische oder vielmehr gegen die epigonenhafte Ermattung und pietistische Umbiegung der lutherischen Frömmigkeit reagiert. An diesem Punkte vollziehen sich heute zweifellos Wandlungen der Frömmigkeit; es wäre der Mühe wert, sie genauer zu untersuchen. Dann erst wird es möglich werden, das Verhältnis zwischen der Betonung des Heils und der Betonung des göttlichen Herrscherwillens oder der göttlichen Majestät theologisch zu bestimmen. Leese fordert eine solche Bestimmung, aber er hütet sich weislich, sie selber zu suchen.

Seine besondere Absicht ist nun, die theozentrischen Anregungen Schaeders mit erkenntnistheoretisch-metaphysischen oder, direkt gesagt, mit spekulativen Gedanken zu verbinden, die diesem fremd sind, nämlich mit den Gedanken Heims. Sobald er einem Theologen seine anthropozentrische Art nachgewiesen zu haben glaubt, bemüht er sich zu zeigen, daß der arme Mann ja dieser Gefahr erliegen mußte, weil er eine falsche Erkenntnistheorie habe. Der Fehler bestehe überall darin, daß die Theologie das Bewußtsein als eine subjektivmenschliche Funktion auffasse; von diesem Boden aus führt kein Weg zur Gewißheit über „kosmische Realitäten", auch nicht über Gott. Gott kann dann höchstens eine schlecht begründete Hilfshypothese für anthropozentrisch bestimmte Ziele werden. Auch Troeltsch bemüht sich trotz aller guten Einsicht im Grunde doch vergeblich, die Kluft zwischen Bewußtsein und Gott zu überbrücken. Es gilt also das Bewußtsein anders als üblich zu verstehen. Es ist nicht an die Menschheit geheftet, sondern eine „kosmische Realität". Alle Wirklichkeit ist „Bewußtseinswirklichkeit", und so „verwandelt sich das All in eine Fülle durcheinanderwogender Ich, ringender, übereinandergreifender Ich, in ein grenzenloses, alldurchrauschendes, alldurchflutendes Leben" (S. 186). Dann ist natürlich auch die Religion ein kosmischer Vorgang, eine Angelegenheit Gottes, an der der Mensch nur Teil hat — wir haben eine theozentrische Auffassung von Religion und Christentum! Wer seinen Standpunkt von vornherein so hoch nimmt, der ist ohne Weiteres jeder Begründung oder Rechtfertigung der Religion überhoben; er braucht die Apologetik nicht, die allenthalben so leicht in anthropozentrische Flachheit zurückführt oder das völlig Irrationale in irgend einem Sinn rational macht. Er erhebt sich „aus den engen Grenzen einer ethizistisch und historizistisch verflachten Theologie" zu weltumspannenden, die ganze Wirklichkeit in sich aufnehmenden Fragestellungen und Spekulationen. Es wird also alles noch wuchtiger als sonst auf Erlebnis und Entscheidung gestellt, nicht nur die Religion, sondern Weltanschauung und Weltbild überhaupt — die Widerlegung aller und darum auch der von Feuerbach vertretenen illusionistischen Zweifel besteht wesentlich in der Größe des so entstehenden erkenntnistheoretisch-metaphysisch-religiösen Aufrisses.

*) Was ich in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1911 S. 171 ff. gegenüber Schaeder gesagt habe, mag ich nicht wiederholen und kann ich in diesem Zusammenhang nicht deutlicher ausführen.

Leese lernt bewußt statt bei Kant vielmehr bei Fichte, Schelling und Hegel. Desto merkwürdiger ist das vorhin gerügte teilnahmlose Vorübergehen an den von ihnen abhängigen älteren spekulativen Theologen. Kein Zweifel, das hohe Bewußtsein der Selbständigkeit, das die Arbeit eines Herder, Schleiermacher, Ritschl usw. der Religion und Theologie eingeflößt hat, soll hier erhalten bleiben; aber auf diesem Boden erhebt das spekulative Dichten und Denken von neuem seine sonnendurstigen Flügel.

Was freilich Leese aus Heim oder eigenen Ueberlegungen an positiven erkenntnistheoretisch-metaphysischen Erörterungen beibringt, das kommt nicht über Bruchstücke hinaus, gibt also kein klares Bild; ebensowenig die schüchterne Kritik, die er an Heim übt. Insofern schließt das Buch sehr unbefriedigend. Von sonstigen Fehlern sei wenigstens die unklare Auffassung des Begriffs „praktisch" hervorgehoben, die in dem Kampfe gegen die Auffassung der Religion als einer praktischen Angelegenheit des Menschen zu Tage tritt; sie ist statt an Kant oder überhaupt am Gegensatz zum Theoretischen vielmehr an den gehaßten theologischen Werttheorien orientiert. Je schärfer Leese Andere kritisiert, desto genauer müßte er seine eigene Stellung und seine Auffassung der Gegner prüfen. Da er das nicht tut, erscheint seine Schrift zuletzt doch nur als ein dogmatischer Husarenritt, der durch seine frische Keckheit anziehen oder imponieren kann, zweifellos auch im Einzelnen allerlei vortreffliche Beute, Erkenntnisse und Anregungen, einträgt, aber im Ganzen die behandelten Probleme wenig fördert.

Horst Stephan

Himmelfahrt und Werktag

Ich fahre auf zu meinem Vater. Joh. 20, 17.

Mitten im Werktagsleben liegt der Himmelfahrtstag wie ein erratischer Block. Er ist der selbstverständliche Ausflugstag geworden, und wenn das Wetter schön ist, bringt er den Wirten einen großen Teil des Jahrespachtes.

Ein Werktagsfest — hat der Himmelfahrtsgedanke mit dem Werktage irgend etwas zu tun? Wer tüchtig schaffen will, muß die Augen und Gedanken fest bei der Arbeit haben; das Himmelschauen könnte ihm übel bekommen.

Das ist keine neue Weisheit. Schon den ersten Jüngern wurde es gesagt: „Ihr Männer, was stehet ihr und schauet gen Himmel?" (Apostelgesch. 1, 11.) Auch wir wissen, daß in den Wolken oder Sternen nichts von Himmelfahrt zu lesen und zu suchen ist.

Aber was soll denn die alte, stehen gebliebene Hieroglyphe? Wer sind die Sachverständigen in dieser Frage?

Es sind dieselben Menschen, die für alle Glaubensfragen das letzte, ausschlaggebende Verständnis haben: Mühselige und Beladene.

* * *

Es ist ein frommer Schwabe gewesen, der gesagt hat, das sei die eigentliche christliche Kunst: Gott und den Herrn Christus in eins zu schauen. Nicht durch theologische Gläser, sondern durch die Mühsal und Not des Alltaglebens hindurch. Dann, wenn wir in dem Gefühl schlechthiniger Hilflosigkeit der un-

begreiflichen, unendlichen Uebermacht gegenüberstehen und uns fragen: was habe ich jetzt von der unburchdringlichen Allmacht zu erwarten? — dann, wenn die harte Not an den Himmelfahrtsgedanken schlägt, kommt der Funke hell heraus: nicht mehr bloß: Gott war in Christus; sondern: in Gott ist Christus. „Gott hat die Geradheit selbst ans Herz genommen"; in dieses Goethewort dürfen wir den Himmelfahrtsgedanken kleiden. „Gott hat dies Menschenleben selbst ans Herz genommen." Nun ist der ganze ewige Gottesozean in alle Zeiten gefärbt durch den einen Tropfen reiner, ungefälschter Güte.

Aber doch nur für die, die sehr ernsthaft der Frage nachgedacht haben: wo ist diese Seele hingekommen? — und ihr kein andres Ziel denken konnten, als die unendliche Lebensquelle, deren Pulsschlag durch dies Dasein geht. So verstehen wir das Wort: „Ich fahre auf zu meinem Vater."

* * *

Niemand kann den Himmelfahrtsgedanken zu einem Fest der Seele machen, der ihn nicht am Werktag als Sonnenschein in großen und kleinen Nöten erlebt hat. Daß die geistige Wirklichkeit „Jesus Christus" die uns zugekehrte Seite Gottes ist, das ist der Himmelfahrtsgedanke, den wir für den Werktag und für die Tage brauchen, die uns den Atem nehmen wollen. Dort gehört er hin, und darum hat es einen verborgenen schönen Sinn, daß das Himmelfahrtsfest am „Werktag" ist.

Gott hat noch andre Seiten — sicherlich. Aber „was Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen, — doch will er treu sich jederzeit mit uns verbünden." Da heißt es nicht: grübeln, tifteln, spekulieren, sondern „zutrauen, zugreifen, festhalten".

* * *

Daß wir vom „lieben Gott" reden, das hängt doch ganz daran, daß gerade diese Seele aufgegangen ist in ihrem Vater.

P J

Offener Brief

Herrn Konsistorialpräsidenten
Freiherrn von Schenk zu Schweinsberg,
Mitglied des Abgeordnetenhauses
Hochwohlgeboren
Berlin

Sehr verehrter Herr Präsident!

Für einige Bemerkungen zu der Rede im Abgeordnetenhaus, in der Sie auf unsere Fakultät Bezug genommen haben, erbitte ich mir freundliches Gehör. Die Stellung, die ich seit 34 Jahren in dieser Fakultät einnehmen darf, und mein Alter legen mir die Pflicht auf, die darin laut gewordenen schweren Vorwürfe gegen zwei meiner Kollegen nicht unbeantwortet zu lassen. Die größte Publizität, die diesen Vorwürfen gegeben ist, wird es auch in Ihren Augen rechtfertigen, wenn ich diese Zeilen veröffentliche.

Daß die Ausführungen Jülichers über die durch viele Jahre sich hinziehende Behandlung einer theologischen Fakultät durch das Kultusministerium trotz seiner scharfen Angriffe gegen einen unbestimmten Kreis von Theologen wenigstens bei unabhängigen Männern den von ihm gewünschten Widerhall gefunden haben, wird schwerlich bezweifelt werden können. Allerdings im Abgeordnetenhause ist nur bei einem Sozialdemokraten eine genaue Kenntnis der Schrift zu Tage getreten. Aber gerade aus konservativen Kreisen heraus ist mir, wie zu erwarten war, die Freude an seiner mannhaften Art ausgesprochen. Wenn Sie selbst anders zu urteilen scheinen, so glaube ich das daraus erklären zu dürfen, daß sich bei Ihnen mit den eigenen Erinnerungen der Eindruck der Berichte Anderer verbunden hat, die ihrer Erregung und Verletzung Ausdruck geben wollten. Sonst würden mir in Ihrer Rede verschiedene Widersprüche mit dem tatsächlichen Inhalt des Schriftchens unbegreiflich bleiben.

Sie halten Jülicher entgegen: „Ich meine, daß die Staatsraison und eine mäßige Omnipotenz der Verwaltung doch entschieden einem Parteiregiment vorzuziehen sei." Damit sprechen Sie aber gerade das aus, was auch Jülicher gesichert wissen will. Er hat nur die wohlbegründete Auffassung, daß es sich bei Maßregeln, die wir als eine Vergewaltigung empfunden haben, um etwas ganz Anderes gehandelt hat, als um die Staatsraison. Wie mir scheint, kann er nur widerlegt werden, wenn man seine wirkliche Auffassung im Auge behält und seine Beweise prüft.

Ihr Urteil, es komme ihm darauf an, einer einseitigen Richtung zur Alleinherrschaft zu verhelfen, findet in den von ihm geschilderten Vorgängen, die sich durch zwei Jahrzehnte hinziehen, keine Begründung. Es geht daraus nur hervor, daß die Wünsche der Fakultät so viele Male, ohne daß sie einer Aufklärung gewürdigt wäre, unberücksichtigt blieben. Wie gleichgültig uns die in der kirchlichen und politischen Presse üblichen Kategorien „positiv" und „liberal" sind, haben wir durch unsere Bitte um die Historiker Mirbt und Wiegand bewiesen, die in den Parteiregistern als „positiv" geführt werden. Daß wir uns nur als die Vertreter evangelischer Theologie fühlen, deren Ehre wir gegen Jedermann verteidigen wollen, nicht aber als gebunden an die Parteiinteressen, die man bei uns voraussetzt, haben wir auch durch die freundliche Aufnahme bewiesen, die die uns als „positiv" aufgedrängten Cremer und Bornhäuser bei uns gefunden haben, was von dem zuletzt genannten dem Herrn Minister gegenüber ausdrücklich anerkannt ist.

Dagegen ist bald, nachdem wir den Konservativen Schlatter vorgeschlagen hatten, gegen unsern Protest ein Theolog an unsere Fakultät versetzt worden, der damals zu den am wenigsten konservativen Exegeten gerechnet wurde. Er hat sich freilich in Marburg als einer der tüchtigsten Vertreter seines Faches erwiesen, den wir zu unserem Schmerz an Heidelberg abgeben mußten. Leider ist durch die Darstellung, die der Herr Kultusminister in der Budgetkommission von Jülichers Klagen gegeben hat, eine unrichtige Vorstellung verbreitet. Es ist freilich sehr verständlich, daß in diesen Ausführungen nur auf den Fall Bezug genommen ist, der in die Amtszeit des Herrn Ministers fällt. Aber es ist auf diese Weise nun nicht zur Kenntnis gekommen, daß diese erneute Nichtbeachtung des Urteils unserer beiden Historiker Jülicher und Mirbt nur der letzte Tropfen war, der die Entrüstung eines Mannes überlaufen ließ, der, wie Wenige, einen Anspruch darauf hat, über die Qualität von Historikern an den theologischen Fakultäten gehört zu werden. Die wissenschaftliche Qualifikation des hier ernannten Sachsen Böhmer haben unsere beiden Historiker nicht bezweifelt, haben ihm aber den Holsteiner Scheel vorgezogen. Für unsere Fakultät ist schließlich ausschlaggebend das gewesen, was auch dem Herrn Minister ausführlich vorgetragen ist, daß die in Bonn betätigte kirchen-politische Kampfesstellung Böhmers uns den Eindruck erweckte, sein Erscheinen in Hessen könne unter den jetzigen Verhältnissen ungünstig wirken. Wir werden uns freuen, wenn dieses Bedenken sich als ein Irrtum erweist und hier nur die von uns nicht bestrittene wissenschaftliche Kraft Böhmers zur Wirkung kommt. Aber in der Darstellung des Herrn Ministers treten eben doch unrichtige Vorstellungen von den Vorgängen in unserer Fakultät zu Tage, die ein falsches Licht auf uns werfen müssen. Auf jeden Fall kann aus den von Jülicher geschilderten Vorgängen nicht gefolgert werden, was Sie zur Charakteristik unserer Fakultät vor der Volksvertretung gesagt haben.

Am gefährlichsten aber hat die ungenaue Information über Jülichers Schrift an einem anderen Punkte ihrer Ausführungen gewirkt. Vor einigen Jahren hat unsere Fakultät den Schmerz gehabt, daß plötzlich in ihre Mitte als Ordinarius für systematische und praktische Theologie ein junger Mann versetzt wurde, von dessen Qualifikation für ein solches Amt wir nichts wissen konnten. Jülicher hat das Ereignis in der Form mitgeteilt, daß wir eines Tages in der Marburger Zeitung, deren Abonnenten wir alle sind, ein Inserat fanden, in dem Karl Bornhäuser, der uns als Extraordinarius in Halle bekannt war, hier eine Wohnung suchte. Daraus scheint gemacht zu sein,

daß Jülicher in dem Erscheinen dieses Inserates in einer konservativen Zeitung eine ganz besondere Bosheit des Kultusministeriums gewittert habe. Daß Sie selbst den Anlaß zu diesen von Ihnen gebrauchten Worten aus der Broschüre geschöpft haben könnten, wird Jeder für ausgeschlossen halten, der sie gelesen hat. Dann liegt aber ein grobes Vergehen Ihres Gewährsmannes vor. Sie sind leider dadurch zu dem Versuch verleitet, einen Mann vor der weitesten Oeffentlichkeit lächerlich zu machen, der dafür unerreichbar ist. Wir beklagen es aufs tiefste, daß infolge dieses heimtückischen Verfahrens eines Unbekannten der hochverehrte Leiter unseres Kirchenwesens einen solchen Angriff gegen einen Mann gerichtet hat, auf den die redlichen Arbeiter der evangelischen Theologie in aller Welt mit Ehrfurcht und Dank blicken. Jülicher hat natürlich nur ausgesprochen, was wir alle als eine unbegreifliche Rücksichtslosigkeit empfunden haben, daß man uns von einer uns so nahe berührenden Maßregel nicht einmal eine Nachricht gegeben hatte, als der eine Wohnung suchende neue Professor in der Zeitung erschien.

Aber alles gegen Jülicher Gesagte würde unsere Fakultät leicht ertragen. Wir wissen, wie er innerlich, und wenn es sein muß, im Streit mit solchen Dingen fertig wird. Dagegen sehen wir eine große Gefahr für die Kirche, der unsere Lebensarbeit gehört, in den Worten Ihrer Rede, die sich auf unseren Kollegen **Heitmüller** beziehen. Ich möchte wohl die theologischen Ratgeber kennen lernen, die Ihnen das Material für die erschütternde Verurteilung gegeben haben, mit der Sie die Arbeit dieses Gelehrten bedacht haben. Denn ich würde mir zutrauen, diesen Herren zu beweisen, daß sie in dieser Sache nicht das wissenschaftliche und religiöse Verständnis gezeigt haben, das von einem evangelischen Theologen gefordert werden muß.*)

Daß Sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Aufsatz „Jesus Christus“ gelenkt haben, ist sehr erfreulich. Es ist zu hoffen, daß nun das Verlangen Vieler nach einem Separatdruck erfüllt wird. Natürlich wird jeder Christ an einer Arbeit, bei der es sich um die Darstellung des Unvergleichlichen handelt, viele Mängel bemerken. Niemand weiß das besser als der Verfasser, der die wunderbare Größe seines Gegenstandes ebenso zum Ausdruck bringt, wie die Zeugen Jesu im Neuen Testament (Mark. 3, 21; Luk. 5, 8). Es ist nun aber tragisch zu sehen, wie gerade diese Worte gegen ihn verwendet werden, in denen er nach einem Ausdruck sucht, um es auszusprechen, daß ihn die aller sonstigen menschlichen Erfahrung enthobene Größe der Person Jesu ebenso unheimlich berühren könne, wie damals Jesu Hausgenossen, und ebenso erschüttere, wie die ersten Jünger. Sie sagen, wenn Heitmüller bei diesen Worten stehen geblieben wäre, so hätte gegen ihn ein Verfahren wegen Gotteslästerung eingeleitet werden können. Dieses Urteil wird für jeden Fachmann, der die wissenschaftliche Aufgabe einer solchen Arbeit kennt, unbegreiflich sein. Heitmüller hat, wie Sie ebenfalls mitteilen, erklärt, daß hier auch für die historische Wissenschaft deutlich faßbar ein Mensch erscheint, der sein eigenes Leben in der Welt für die entscheidende Offenbarung Gottes hält. Etwas Größeres würden wir doch den Historikern nie verdanken können, als die Feststellung dieser Erkenntnis.

Sie sagen nun zu dieser ganzen Ausführung: „Hier tritt uns eine Anschauung entgegen, die von dem, was wir sonst als christliche Anschauung bezeichnen, total verschieden ist.“

Ist es etwa nicht christliche Anschauung, daß die wunderbare Freiheit und Größe Jesu auf den Menschen in seiner Not zunächst abstoßend wirken könne, und daß dennoch Gott in Christo war als der die Welt mit sich versöhnende? Ich würde gegen Heitmüllers Ausführung etwas ganz Anderes einwenden. Ich freue mich freilich, daraus das zu hören, was ein Christ der ganzen neutestamentlichen Ueberlieferung als ihren Hauptinhalt entnimmt, und weiß mich darin mit dem Verfasser herzlich verbunden. Aber ich bezweifle, ob wirklich, wie Heitmüller annimmt, die Beweismittel seiner Wissenschaft ausreichen, um das wahrscheinlich zu machen, was der Glaube an dieser Stelle sieht. Durch die ganze Arbeit zieht sich in den leisen Tönen, die das Herz treffen, das Zeugnis von der wunderbaren Wirklichkeit, die der Verfasser in der heiligen Schrift gefunden hat. Da er zugleich eine seltene Herrschaft über die Erkenntnismittel seiner Wissenschaft beweist, so haben wir an seiner Gabe eine herrliche Verbindung dessen, was wir bei einem Historiker in der theologischen Fakultät suchen und leider so oft in einer der beiden Richtungen vermissen müßten. In Rom wird dem Forscher vorgeschrieben, was er finden darf. Wir haben dafür keine Ohren. Die intensive Beschäftigung mit der Bibel selbst, die wir fordern, ist nur da möglich, wo völlig selbständige historische Forschung immer neu ihre Fragen stellt. Aber der evangelische Glaube wird freilich nie zugeben, daß das, was er sehen darf, durch das wissenschaftlich Feststellbare begrenzt wird. Daraus ergibt sich eine Spannung in der evangelischen Theologie und Kirche, die zu ihrem Leben gehört, die aber für die Staatsraison sehr unbequem sein kann. Der Staat hat an der römischen Kirche einiges zu tragen. Er wird wohl auch jene Unruhe in der evangelischen Theologie tragen können. Will er

---

*) Es ist unerläßlich, hier den Professor Heitmüller betreffenden Teil der Rede des Herrn Abgeordneten für Kirchhain und Konsistorialpräsidenten von Kassel ihrem stenographischen Wortlaut nach mitzuteilen. Wir verbessern dabei stillschweigend die Druckfehler des Zitates aus Heitmüller (Schiele-Zscharnacks Lexikon Band 3 Sp. 375) im Protokoll und sperren ein paar Worte. Der zweite Absatz bezieht sich nicht mehr auf Heitmüller allein, sondern auf ihn und seine Kollegen, die nicht wie Herrmann „es verstanden, auch diejenigen Studenten, die durch die kritischen Studien den Halt verloren hatten, helfend zu beraten und ihnen den Weg zu weisen, auf dem sie ihr Heil und die begehrte Friedensgewißheit wiederfinden könnten.“ — Es heißt also in der Rede:

Ich bin genötigt, Ihnen an der Hand eines wissenschaftlichen Werkes zu zeigen, wohin eine solche kritische Richtung führen kann. Ich will mich ganz kurz fassen und aus dem wissenschaftlichen Werke „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ nur den Artikel „Jesus Christus II Einzelne Fragen des Lebens Jesu“ und daraus folgende Sätze mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten verlesen: „Für jüdische Anschauung „ohne weiteres verständlich liegt in dem Begriff »des Sohnes«, daß Gott „zu Jesus in einem besonderen Vertrauens- und Liebesverhältnis steht; „als »der Sohn« weiß Jesus sich vor allen anderen Menschen als den „Gegenstand besonderer Liebe Gottes. Wie wir aus dem Zusammen-„hang entnehmen müssen, weiß er sich eben deshalb als den Sohn, weil „er in einzigartiger Weise Gott hat erkennen dürfen und Gott ihn zum „Träger der Offenbarung gemacht hat. Träger einer einzigartigen Offen-„barung, der Sohn schlechthin — wir erschrecken fast über die Höhe dieses „Bewußtseins. Es ist ja keineswegs ein göttliches Bewußtsein, aber doch „ein den Rahmen der Menschheit fast überschreitendes, aller sonstigen „menschlichen Erfahrung enthobenes. Berufsbewußtsein, bei dem wir uns „fragen möchten, ob es mit Gesundheit und Klarheit des Geistes verein-„bar sein kann (Hört, hört! und Pfui! rechts). Hier ist der Punkt, auf „dem uns die Gestalt Jesu rätselhaft, fast unheimlich wird. Aber . . .“ — Nun kommt das Aber, denn wenn der Verfasser auf diesem Punkt stehen geblieben wäre und an diesem Aber nicht fortgesetzt hätte, so bin ich überzeugt, daß er wie jeder Professor, der solche Lehre vorträgt, sich gewärtigen muß, daß gegen ihn ein Verfahren wegen Gotteslästerung (Abgeordneter Heckenroth: Sehr richtig!) oder mindestens wegen Ueberschreitung seiner Lehrbefugnisse eingeleitet wird. Es geht in dem verlesenen Texte weiter: „Aber dem wesentlichen Inhalt unseres „Wortes Matth. 11, 25 bis 27 zu mißtrauen, haben wir kaum ein Recht, „um so weniger, als die ganze hier vorliegende Vorstellungsweise von der „Bedeutung Jesu (Offenbarer) der Anschauungsweise der ältesten Gemeinde „wenig entspricht.“ Meine Herren, ich bin genötigt, den Finger auf diesen Punkt zu legen, weil ich mir sage: hier ist ein ganz wesentlicher Punkt, der dabei berührt werden muß, denn hier hört das auf, was man sonst als theologische Richtung bezeichnet; hier tritt uns eine Anschauung entgegen, die von dem, was wir sonst als christliche Anschauung bezeichnen, total verschieden ist (Sehr richtig! rechts). Hier handelt es sich nicht mehr um zwei Richtungen, sondern um zwei Weltanschaungen (Sehr richtig! rechts), um zwei vollständig getrennte Religionen. Die lassen sich auch nicht in die Schlagworte „positiv“ und „liberal“ einzwängen, auch nicht nach parteipolitischen Gesichtspunkten behandeln . . .

Meine Herren, diesen Bestrebungen darf nicht nachgegeben werden, auch nicht unter dem Mantel akademischer Lehrfreiheit. Ich bin überzeugt, wenn wir auf einen solchen Weg geraten, daß wir einmal schließlich auf dem Punkte ankommen müßten, wo gesagt werden muß: was den Leuten hier noch geboten wird, hat mit dem Christentum nur noch den Namen gemeinsam, aber innerlich absolut nichts mehr. Die monistische Lebensauffassung greift in immer weitere Kreise unseres Volkes, nicht bloß unter den Universitätsprofessoren, unter den Gebildeten und Gelehrten, nein, sie geht schon in sehr weite Kreise aller Stände hinein, und je tiefer sich unsere Bevölkerung auf der abschüssigen Bahn monistischer Lebensauffassung hinabbegibt, um so fester und sicherer muß der Herr Kultusminister als der erste Berater der Krone auf der Höhe christlicher Weltanschauung stehen und diesen seinen Standpunkt auch in seinen Erlassen und Handlungen zum Ausdruck bringen. . . . .

sie gewaltsam beseitigen, wie es jetzt festgelegt zu sein scheint, so stört er das Leben des evangelischen Christentums.

Ich bin dankbar für das Glück, daß ich in Marburg immer Historiker zur Seite hatte, die deutlich verspüren ließen, daß der Glaube der Bibel der ihre geworden war, die aber zugleich die Kraft und den Willen hatten, rücksichtslos die mühselige Arbeit der historischen Forschung zu tun. Auch der Theologie kann nur ein Historiker dienen, der einfach ermitteln will, was sich wahrscheinlich einmal ereignet hat. Es ist dagegen die Aufgabe des Systematikers, dem jungen Theologen, der durch die strenge Schule gerechter Historiker gegangen ist, zu zeigen, daß die da gewonnene kritische Einsicht den Glauben nicht hindert, in der biblischen Ueberlieferung das zu finden, was ihn schafft und nährt. Diese Aufgabe hat Luther dem Systematiker und in ihm der christlichen Gemeinde gestellt. Sie ist an sich nicht schwer; sie wird aber fast unmöglich, wenn die jungen Männer mit Historikern zu tun hatten, die nicht den Mut fanden, rücksichtslos auszusprechen, was ihnen als unwahrscheinlich vorgekommen sei. Die durch die Kritik bereiteten Nöte werden überwunden, wenn der Keim des Glaubens oder des religiösen Verständnisses entwickelt wird. Dagegen ist es sehr schwer, denen zu helfen, die durch die Verführung, die Flucht vor ernster Wahrheitsforschung für Glauben zu halten, innerlich erschlafft sind.

Möchten Sie, hochverehrter Herr Präsident, unserer Fakultät die Anerkennung bewahren, die Sie auf der letzten Gesamtsynode in Cassel ausgesprochen haben. Wir glauben die Vorwürfe, die Sie als Abgeordneter geäußert haben, auf Mißverständnisse zurückführen zu dürfen, die durch Andere erregt waren. Nach wie vor werden wir uns hüten, den jungen Theologen die Wissenschaft zu einer Last zu machen, die ihre Freude an dem Amt der Kirche stören könnte. Es wird unsere Aufgabe bleiben, ihnen dazu zu helfen, daß sie für sich selbst den Zugang zu der Wunderwelt der heiligen Schrift und eines lebendigen Gewissens finden und ihn Anderen zeigen können. Ich hoffe, es wird auch fernerhin von Marburg gelten, daß unsere Jugend hier lernt, wie sie in dem Rahmen der kirchlichen Ordnungen ihrer Heimat wirklich das Evangelium so verkündigen kann, wie Luther es verstand.

Marburg, den 18. April 1913

Ehrerbietigst
Wilhelm Herrmann
Professor der Theologie

Zum Verständnis der Welfenpartei

Vorbemerkung des Herausgebers. Wer meinen ethisch-politischen Interessen durch die Jahre hindurch gefolgt ist, wird sich nicht wundern, daß ich wie den Polen und Dänen nun auch den Welfen nachgegangen bin. Für viele gute Deutsche ist schon ein solches Nachgehen unpatriotische Verirrung übelster Art. Ich gebe gern zu, daß man auf diesen ungebahnten Pfaden leicht abirren kann. Indes hat mich mein Ortssinn Gott Lob noch immer dem Ziele näher geführt, und ich hoffe, daß bei all diesen Bemühungen schließlich doch noch einmal etwas für mein Vaterland und für meine Wissenschaft herauskommen wird.

Schon lange beunruhigte mich die Wahrnehmung, daß die welfische Gesinnung unter einem jüngeren Geschlecht wieder zunahm. Was ich an den Hannoveranern, die 1866 erlebt haben, leicht begriff, wurde mir hier zum Rätsel. Ich fand Gelegenheit, mit einem nachgeborenen Anhänger der Welfenpartei in Austausch zu treten, und ergriff sie. Was er mir zu sagen hatte, scheint mir wertvoll genug, der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Vielleicht existiert in Deutschland kein Blatt außer der Christlichen Welt, das bei seinen Lesern das Verständnis für diese Veröffentlichung voraussetzen kann. Ich darf auch an dieser Stelle auf jede Rand- und Schlußbemerkung verzichten: die Leser urteilen schon selbst. Aber ehe sie urteilen, werden sie, darauf vertraue ich zuversichtlich, begreifen.

Es traf sich sonderbar, daß zwischen meine Frage und die Antwort das Ereignis der Verlobung des Welfenfürsten mit unsrer Kaisertochter fiel. So sind die folgenden Zeilen in einer für die Partei besonders kritischen Zeit geschrieben. Jedenfalls ist ihr aktueller Wert darum größer, als wenn sie vorher geschrieben wären. Zur Veröffentlichung waren sie zunächst vom Verfasser nicht bestimmt. R

13. 2. 13

Meine eigene Entwicklung ins Welfentum ist gewissermaßen geradlinig verlaufen. Aber ich habe viele Bekannte und Freunde, die aus anderen Parteien herübergekommen sind, vor allem Historiker, darunter Altpreußen. Als wir eines Abends mal zusammensaßen, ergab sich, daß von 12 nur 2 welfische Väter hatten, und daß alle außer mir in der Schule lediglich mit der Hohenzollernlegende gespeist waren. Von den Redakteuren des Hauptorgans, der „Deutschen Volkszeitung", ist nich. einer von Haus aus Welfe. Aeußere Vorteile sind bei uns nicht zu holen! Denn reiche Leute haben wir wenig, und das Geld unseres Herzogs steht uns nicht zur Verfügung, da er nicht einen Pfennig hergibt, auch nicht unter irgend einem Deckmantel, weil er das dem Kaiser versprochen hat.

Sie freuen sich der Verlobung. Ich möchte es gern, aber ich kann nicht. In diesen Tagen ist hier etwas zusammengebrochen, das durch 46 Jahre bestanden hat, der Glaube an Liebe, Treue, Gerechtigkeit. Von unserer Parteileitung ist erklärt, daß alles beim Alten bliebe, die Partei sich nicht auflösen, sondern weiter kämpfen würde für die Rechte unsers Landes, Volkes und Fürstenhauses. Ich weiß nicht, wie man das durchführen will. Und anderseits weiß ich nicht, wo unsere Partei ein Unterkommen finden soll. Sie stehen auch anscheinend auf der Ansicht, daß wir konservativ sind und deshalb dahin übergehen könnten. Das ist völlig ausgeschlossen. Ein Teil mag sich dahin wenden, die meisten nicht. Nur eine Partei wird nichts von uns bekommen: die Nationalliberalen. Die haben uns auf eine Weise die Jahrzehnte hindurch bekämpft, daß eine Verständigung unmöglich geworden ist, obwohl gerade eine richtige nationale und liberale Haltung uns weithin zusagen würde. Ich will Ihnen aber nun einiges zur Psychologie des Welfentums schreiben.

Das Königreich Hannover hat bis 1866 stets alles daran gesetzt, daß dem deutschen Volke eine kraftvollere Organisation gegeben werde. Ernst August wie Georg V. haben sich dabei bemüht, die rivalisierenden Vormächte Preußen und Oesterreich in gegenseitiger Duldung zu halten. Es ist die Tragik Hannovers gewesen, daß es dabei stets mehr auf Preußens als auf Oesterreichs Seite stand, wie das historische Tradition war. Das ist auch nicht anders geworden trotz der Verstimmung über die beiden ersten preußischen Annexionen der Napoleonischen Zeit. Anders wurde es erst durch Bismarck, seitdem die preußische Politik grundsätzlich darauf angelegt wurde, Oesterreich hinauszudrängen. Leider erkannte Georg V. die Absichten Preußens nicht. Er war der Meinung, daß er nur bundestreu zu handeln brauche, um bei dem Kampfe zwischen den beiden Rivalen sein Land hindurchzubringen. Er wollte neutral bleiben. Deshalb erlaubte er der preußischen Division Manteuffel den „bundesfreundlich" erbetenen Durchzug durch Hannover, obwohl sie sein Land besetzen sollte. Deshalb lehnte er es ab, die österreichische Brigade Kalik, die von Schleswig-Holstein her Hannover passierte, zu behalten. Deshalb mobilisierte er nicht. Er wollte neutral bleiben, das verlangte Bündnis mit Preußen lehnte er ab. Darauf wurde ihm der Krieg erklärt. Sein Heer war nicht mobil, dank der Politik der Liberalen, die unter Bennigsen dem Könige alles verweigerten. Sie kennen das Ende. Bennigsen hat es dreißig Jahre später als „Unheil" bezeichnet.

Die nicht zu ihm Gehörenden empfanden es schon früher so, und die Folge davon war die Gründung der „deutsch-hannoverschen Partei". (Welfen haben wir uns nie genannt.) Man hat es 1866 einfach nicht fassen können, daß ein König einen andern vom Throne stieß. Man begriff nicht, daß ein Vetter dem andern, der ihm nichts Böses tat, das Land nehmen konnte. Man verstand nicht, daß König Wilhelm seine in Baden-Baden gegebenen Versprechungen vergaß, so wenig wie man verstand, daß er auf diese Weise sein Ernst August gegebenes Versprechen wahr machte, stets seinem blinden Sohne ein getreuer Freund zu sein. Man wollte es nicht glauben, daß ein Staat, der stets Preußen zur Seite stand, der im siebenjährigen Kriege ihm den Bestand rettete, verschwinden mußte, daß ein so kerndeutsches Fürstengeschlecht aufhören sollte, zu regieren. Man war empört darüber, daß die Bitte Georgs V. um Frieden einfach ignoriert, sein Brief ungelesen zurückgesandt wurde. Man war stolz auf das alte Deutschtum des Sachsenstammes, während man im Preußentum das Slaventum sah, von dem unser alter Stammesruf gilt: „Leewer dot as Slaw." In diesen Tagen von 1866/67, bis die Annexion erklärt wurde, ist viel Väterglaube begraben. Man hat es nicht fassen können, daß der gerechte Gott eine so himmelschreiende Uebertretung des siebenten Gebotes duldete. In den stillen Gemeinden der Heide war die Gründung der Partei geradezu eine Erlösung. Man sah in 1866 das wohlverdiente Strafgericht für die Sünden und den Undank. Und man sah jetzt eine Aufgabe vor sich: zu zeugen gegen das Unrecht, dem deutschen Volke ins Gewissen zu reden.

So ist die Partei entstanden. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft: einige Herren vom Adel, der Katholik Windthorst (der beim Könige nicht in Gunst stand), der liberale Eichholz, der Demokrat Fischer, der Göttinger Alttestamentler Ewald (einer von den 1837 abgesetzten Sieben) und Andere. Sie stellten ein Programm auf, das eigentlich nur einen Grundsatz hatte: das Recht muß im Leben des Einzelnen und der Völker oberste Richtschnur sein. Und in einer vielleicht naiv klingenden Weise sprach man es aus: das Recht der zehn Gebote ist diese Richtschnur. Für die deutsch-hannoversche Partei war damit die erste praktische Forderung: Wiederherstellung Hannovers, Friedensschluß zwischen Preußen und Hannover.

Unter diesem Banner ist 46 Jahre gefochten, mit mehr oder minder äußerem Erfolg, wie das die Reichstagswahlen zeigten. Man hat stets das Deutsche vorangestellt, für Deutschland wollte man Alles, deutsche Art pflegen. Man wollte dafür sich auch allerlei Beschränkungen gefallen lassen, wenn nur das Deutschtum, nicht das Preußentum gefördert und die heimische Stammesart nicht geschädigt würde. 1870 glaubte Bismarck, unsere Treue dadurch sichern zu müssen, daß er eine Anzahl der Führer auf Festungen brachte, wobei von Petersdorff das Augenlicht verlor. Er hätte es nicht nötig gehabt, mein Vater und alle die andern Hannoveraner

haben genau so treu für Deutschland gefochten wie die Preußen. Es ist nachher wiederholt vorgekommen, daß unsere Abgeordneten Militärforderungen ablehnten. Sie haben es immer mit gutem Gewissen getan (ich hoffe, daß sie die nächste auch ablehnen, obwohl sie die vorjährige bewilligten).

Wir treten für ein anderes Deutschtum ein als es heute üblich ist. Wir mögen nicht die immer Hurrah schreiende Art, wir haben auch dem Fürsten gegenüber stets den Kopf hoch gehalten. Unsere alte Instruktion an die „Geheimbten Räte“ verlangt von ihnen nicht nur die Treue, daß sie ihrem Herrn „allezeit treu, hold und gewärtig sein“, sondern daß sie ihm gegenüber auch „das Maul auftun“ sollen. Schon hier zeigt sich die Mischung von Konservativ und Liberal, die unsern Volksstamm auszeichnet. Sodann aber beschränken wir Deutschland nicht auf das Deutsche Reich. Wir sind großdeutsch; wir wollen mindestens Oestreich mit uns verbunden sehen; wir sehen mit Ingrimm, daß dort dem Deutschtum an alle die andern Völker und den Ultramontanismus Millionen verloren gehen. Wir wollen dem Deutschtum die Balkanstaaten als Kolonisationsgebiet erhalten. Einst hat man in Kurzsichtigkeit das Werk Heinrichs des Löwen zertrümmert, so daß wir heute die Polenfrage haben. Bismarck hat uns durch die Verkleinerung Deutschlands die Balkanfrage geschaffen, an der wir vielleicht zu Grunde gehen. Die Grenze gegen Oestreich muß aufhören, sei es auch jetzt nur durch einen Zollverein. Daß Preußen trotz seines mangelhaften Deutschtums die Leitung behalten muß, ist uns klar. Wir wollen keine zwei Spitzen. Daß ist uns ebenso selbstverständlich wie, daß wir Elsaß-Lothringen verteidigen müssen, das uns durch Friedensschluß abgetreten ist.

Wir glauben, daß durch eine glatte Politik des Rechtes, die sich mindestens vor Unrecht hütet, das Vertrauen in unsere Politik erhöht wird, und daß vor allem die innere Politik dadurch mehr Vertrauen erweckt. Wir glauben nicht, daß man dem, der das Recht des Einen, hier des Fürsten und seines Reiches, verachtet, das Vertrauen entgegenbringt, er werde Anderer Rechte achten. Die Sozialdemokraten begründen ja das Recht ihres Umsturzes mit dem 1866 geübten Umsturz von oben.

Die Verhältnisse haben sich seit 1866 bedeutend kompliziert. Aller Orten ist die Interessenpolitik gewaltig emporgewuchert. Man muß wirtschaftliche Programme haben. Es sind aufgetreten: die Gewerkschaften der Arbeiter, Bund der Landwirte, Hansabund, jetzt Handwerkerbund und Bund der Festbesoldeten. Das allen Gemeinsame ist: wir wollen viel haben und wenig leisten, die Andern haben zu viel und sollen bezahlen. Die welfische Partei hat kein wirtschaftliches Programm, sie umfaßt alle Stände, und sie hält dies Gegeneinander der Stände für ein nationales Unglück. Auch da soll entscheiden, was recht ist, und, wo das nicht zu erkennen ist, was dem Volke frommt. Wir sind z. B. gegen die Erbschaftssteuer: einmal, weil wir wollen, daß die Familie erhalten bleibt, zweitens weil wir wollen, daß der Lebende zahlt für den Schutz, den der Staat seinem Vermögen gewährt. Wir sind gegen alle Steuern, die den Schwachen drücken (obwohl wir Niemanden gern freilassen, weil das Interesse am Schutz des Staates mit der Zunahme des Vermögens wächst). Wir treten für Gleichberechtigung Aller ein, weil nun mal so verschiedene Menschen da sind. Aber wir wollen den Schwachen nicht niedertreten lassen, wollen nicht das freie Spiel der Kräfte.

Kurz und gut: unsere Partei lebt von Idealen, und nur von Idealen. Auf Handelsgeschäfte haben wir uns nie eingelassen. Und darum weiß man nicht, wem man sich anschließen soll, wenn die Partei nun zu Ende kommt. Rechts oder links — alles blanke, blutige Interessenpolitik bis zur Grundsatzlosigkeit. Deshalb aber ist vielleicht unsere Partei eigentlich niemals so nötig gewesen wie heute.

Daß sie sich so lange gehalten hat, ist Vielen ein Wunder. Sie hat in gewissem Sinne gelebt von den Fehlern des Preußentums. Der hohe Steuerdruck wird übel empfunden, ebenso der Militarismus. Dazu kam das hochmütige Auftreten der preußischen Beamten. Zum hannoverschen Amtshauptmann kam der Bauer im Kittel, um sich Rat zu holen. Die Beamten stammten aus dem Lande, wohl gar aus der Gegend, und schrieben nicht viel. Zum Herrn Landrat geht man nur, wenn man muß, und lernt ihn hauptsächlich aus Strafverfügungen kennen. Unsere alten bewährten Ordnungen werden abgeschafft, ohne Not. Durch die Gesetze findet sich Niemand zurecht. Unsere einheimischen Beamten, Richter werden nach dem Osten verschickt, sobald sie welfisch sein könnten, und wir bekommen sie aus wer weiß was für Gegenden. Gute Leute auch darunter, gewiß, aber für uns nicht zu gebrauchen. Der Kampf war brutal. Wie ist hier denunziert, wie gelogen worden! Wie hat man mit dem hannoverschen Dienstеid gespielt! Wie viele Gesetzlosigkeiten begangen sind, ist nicht zu beschreiben. Der Skandal des Welfenfonds, zu dem Bismarck das Privatvermögen des welfischen Königshauses benutzte, ist bekannt genug. Zu Tausenden wanderten die Hannoveraner aus.

Mancher hat den Druck nicht ausgehalten und ist umgeschwenkt, je nachdem zu den Konservativen, Nationalliberalen, Sozialdemokraten. Das alles darf man eher sein als Deutsch-Hannoveraner. In den letzten fünfzehn Jahren hat der Bund der Landwirte seine Interessenpolitik verbreitet. Dann kam das Zentrum in den Wahlkreisen, die Katholiken enthalten, dadurch hoch, daß Altpreußen einwanderten, die sich der Regierung gefällig erweisen wollten. Das Ergebnis dieser Zentrumstaktik war ein Bruch der Verbindung zwischen uns und dem Zentrum. Wir verloren dadurch vier Wahlkreise, und das Zentrum gewann nichts, sondern sah Sozialdemokraten und Nationalliberale an unsere Stelle treten.

Wir haben auf der andern Seite überraschende Erfolge erzielt. In Nordhannover hatten wir früher wenig Boden. Das sind Wahlkreise, die dem Liberalismus einen alten Besitzstand garantierten. Wir haben dort in der letzten Wahl 6000 Stimmen gewonnen und Harburg erobert, an das kaum einer vor fünf Jahren dachte. Dabei muß man vor allem bedenken, daß die fluktuierende Bevölkerung uns erdrücken muß. Ehe wir einen Arbeiter, der von außerhalb nach Hannover kommt, gewinnen, gehen uns 500 an die Sozialdemokratie verloren.

Was hat die Partei so lange gehalten? Im ganzen dasselbe, was sie zusammengeführt hat. Vor einigen Jahren kam ein Veteran von 66 und 70 nach Wilhelmshöhe. Der Kaiser traf ihn, und als er herausbekam, woher der Mann war, fragte er ihn, ob es jetzt oder früher besser sei. Der Mann antwortete ruhig: „Freuher was et bäter.“ Das hören die Jungen von den Alten, besonders auf den Dörfern. Die kennen noch die Zeit, in der man den König bequem alle Tage ansprechen konnte. Es sagte ein kompetenter Kenner: Das muß man der hannoverschen Regierung lassen, daß sie es verstanden hat, ihr Volk zu behandeln. Leider kann man der preußischen nur das Gegenteil bezeugen. Wir sind aus einem freiheitlichen Kulturzustand, in dem wir von Natur, aber nicht aus Berechnung konservativ waren, in einen Zustand des Mundhaltens und der Bevormundung geraten. Das vertragen wir nicht gut. Man darf doch nicht vergessen, daß wir über hundert Jahre durch Personalunion mit England verbunden waren, und daß von dort doch allerlei Einflüsse hierher drangen. Nicht umsonst lernt in Hannover noch heute jeder Gymnasiast Englisch. Und in der Landessynode hat noch heute Jeder wie im Unterhause seine Rede an den Präsidenten zu richten.

Der schlichte Bürger und Bauer steht immer noch auf dem Standpunkte, daß Recht Recht bleiben muß, und daß auch die Fürsten und Völker nicht tun dürfen, was sie wollen. Man fragt weiter, warum denn das Deutsche Reich nicht neben Sachsen, Bayern auch ein Hannover ertragen kann. Und man findet die Antwort nur im preußischen Interesse.

In weiten Kreisen ist auch der Aerger groß, daß man unser altes heimatliches Wesen, unsere Eigenart als Volksstamm so elend zertritt. Und da ist man sich auf allen Seiten des Landes einig. Ein eingeborener Führer der Nationalliberalen sagte mal: „Welfen sind wir ja eigentlich alle.“ Könnte man die Bevölkerung unbeeinflußt abstimmen lassen, so würde sich heute die Mehrheit gegen den Bestand der Annexion erklären.

Unter den Akademikern ist die Zahl der Welfen viel größer, als man denkt, besonders unter dem Nachwuchs. Die Verhältnisse liegen da sehr ungünstig. Der Geschichtsunterricht ist unwahr, welfische Lehrer sind an königlichen Anstalten unmöglich. Trotzdem werden gerade hier immer neue Anhänger gewonnen. Das geschieht dadurch, daß man ihnen einfach die ruhmreiche Geschichte unsers Niedersachsen zeigt, die Wahrheit über 1866 nach den Quellen, nicht nach Darstellungen, und daß man sie fragt, ob für solch einen Stamm nicht auch Platz als selbständiges Glied des Reiches ist. Wenn man ihnen dann noch die Leistungen Hannovers und des Welfenhauses auf den Kulturgebieten zeigt, wenn sie dann hören, wie vor wenigen Wochen z. B. der preußenbegeisterte Stadtdirektor Tramm von Hannover erklärt, daß seit 1866 für die Kunst in Hannover nichts geschehen sei, dann sind sie meist gewonnen. Vorausgesetzt, daß es eben Niedersachsen sind mit dem starren Kampfesmut, der auch Böses tragen kann. Denn gut ergeht es dem nicht, der zu uns hält. Und je mehr der Materialismus um sich greift, je mehr man die Wahrheit kennt und sagt sie nicht unter den Akademikern, je mehr man nach Orden und Titeln jagt, desto schlechtere Zeit ist für uns.

Unter den Volksschullehrern haben wir wenig Anhang. Einige hundert vielleicht; darunter unser Reichstagsabgeordneter Alpers, ein hervorragend begabter Mensch, der aber nach Hamburg ausgewandert ist. (Die preußische Regierung hat natürlich versucht, die Hamburger zu zwingen, daß sie ihm das Welfentum austrieben. Vergebens.) Von hannoverscher Geschichte erzählen sie nichts, wissen die meisten nichts. Friedrich Wilhelm, Schlachten bei Oelper, an der Göhrde, bei Lüneburg, Hamburg, Johanna Stegen? Daß die Urgroßväter unserer Kinder schon von 1805—1812 in der Königs Deutscher Legion in Spanien fochten, daß nur die Welfen nie mit Napoleon im Frieden lebten, daß Preußen die Schmach von Basel auf sich nahm, — das sagen sie den Kindern nicht.

Ich will nicht weiter auf die einzelnen Stände eingehen. Was uns alle eint, ist das Gefühl für Recht und Treue, und dann der Gedanke, daß wir die Pflicht haben, dafür zu zeugen. Hermann Schultz, selbst ein Hannoveraner, schrieb mal, unser Volk sei der Volksstamm „mit dem Juristenkopf und dem Soldatenherzen“. Das ist wohl so unsere Art, und wir mögen nicht davon lassen, auch wenn wir kein Verständnis dafür finden. Wir haben schwer an dem Vorwurfe der Reichsfeindschaft getragen: gerade wir haben die lodernde Begeisterung für ein deutsches Reich. Und so ungern wir heute vom König von Preußen hören, so gern reden wir vom Deutschen Kaiser. Es ist uns schwer gemacht, unsere Pflichten zu erfüllen. Man fordert nur, aber man gibt nichts.

Welfentum ist Luthertum, es hat seinen Geist nicht vom Katholizismus: der sucht sich abzufinden, und dann Vorteile zu gewinnen; auch nicht vom Calvinismus: der verbündet sich zum Kampfe auch mit dem Ausland, mit Allen. Wir wollen nichts wissen vom offenen Aufruhr, nichts vom Auslande. Unser Herzog sagt: eine freie Tat der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes soll ihm sein Recht geben. Aber wir wollen auch keine Augenblicksvorteile haben mit dem hinterhältigen Gedanken, bei Gelegenheit immer mehr zu nehmen. Es ist uns schwer gemacht, der Obrigkeit, die jetzt die Gewalt über uns hat, untertan zu sein. Wir geben ihr, was sie zu fordern hat, obwohl sie uns nicht gibt, was wir fordern können. Es ist lutherische Art, zu bekennen und zu tragen. Und wir haben so viel zu tragen gehabt, daß es uns schwer geworden ist. Trotzdem haben wir der Stadt und des Reiches Bestes gesucht. Aber unsers Herzens Liebe ist anderswo.

Das Welfenhaus hat uns bisher die Treue gehalten. Wieviel Gemeinheit hat es sich sagen lassen müssen, wie ist sein Deutschtum angezweifelt! Dabei ist kein einziger Lehrer der herzoglichen Kinder ein Welfe gewesen, sie sind ganz auf reichsdeutsche Art erzogen. Ein sonderbar be-

rührender Zug des Herzogs: er zahlt alle Gehälter in Reichsmark, nicht in österreichischer Währung. Sollen wir ihm die Treue nicht auch halten, wie er es uns tat? Soll sein Recht weniger gelten als das aller anderen Menschen?

Wir sind der Ansicht, daß er nicht verzichten darf. Nun ist die Verlobung gekommen. Man sagt uns von allen Seiten, daß dadurch nichts geändert wird. Nun dann müssen wir weiter auf dem Kampfplatze bleiben. Und nötig ist unsere Partei wie keine andere in der Zeit des Materialismus. Es muß noch Leute geben, die fechten, unbekümmert um die Frage: was bringt es mir ein? . . .

28. 2. 13

Es lag mir daran, Ihnen persönlich einen Eindruck zu geben von der Gedankenwelt, in der wir leben. Das muß unvollständig bleiben, weil sich das nicht in wenigen Stunden sagen läßt. Wir leben darin, und die Reflexion erschließt nie das ganze Leben. Vieles ist überhaupt unwägbar und wirkt doch durch Zug und Druck . . .

Nach dem, was wir jetzt gehört haben, ist ein Verzicht des Herzogs nicht erfolgt, auch nicht des Prinzen. Unsere Partei hat also formell wenigstens ihre Existenzberechtigung behalten. Ob sie sich materiell halten kann, ist die Frage. Mir ist damit aber zunächst ein Druck abgenommen. Wohin sollten wir gehen? Ueberall die Parteien des Eigennutzes. Wir haben durch zwanzig Jahre unsere treuen Bauern vor dem Bund der Landwirte bewahrt, unsere Arbeiter vor den Sozialdemokraten. Unser Adel, der doch fast ganz zu den Großgrundbesitzern gehört, hat das Agrariertum bekämpft. Wir sind zunächst jetzt vor dieser alles überstürzenden Politik des eigenen Geldbeutels bewahrt, die auch unser Volk ruinieren muß. Vielleicht kann die welfische Partei als Rechtspartei noch zum Segen für Viele werden, wenn sie Zeit hat, sich den Verhältnissen anzupassen.

Löst sich die Partei auf, so würde das für uns heißen, daß das Ostelbiertum hier Boden faßt, auch da, wo ihm bisher das Leben schwer wurde, und das Heimatsgefühl ausgetrieben wird.

Unter den Kabylen

Aus einem Tagebuch

4

Schon lang hatten sie mir von Omenka erzählt, „da hinten im Loch“, wo eine wilde Gegend und eine verlassene Station ein wenig Missionarsromantik zu verheißen schienen. Die Beni Fraußen erzählen: Als Gott der Herr die Berge des Kabylenlandes aufgepflanzt hatte, einen jeglichen an seine Statt, und das Land wohl anzuschauen war, da blieben noch eine ganze Anzahl Berge übrig, die ihren Ort nicht finden konnten. Da schob sie Gott allesamt in die Ecke nach Omenka, und deshalb stehen dort die Berge so kreuz und quer, ohne Ordnung und Richtigkeit, — ein Gewühl von Bergen, ein Labyrinth von Tälern, eine finstere Gegend, wo Schakale und Hyänen sich um ihre Beute streiten und Panther Jagd machen auf Menschenfleisch. Vor vielen Jahren hatte Herr Moray, ein Schweizermissionar, dort eine Station erbaut und dreißig Jahre schlecht und recht in O. gehaust, um vor einiger Zeit als armer und kranker Mann die unwirtliche Gegend für immer zu verlassen. Seither war die Station leer, das Haus verfiel, nur Herr Roß aus Dschema ging von Zeit zu Zeit hin, um ein wenig nach den Kranken zu sehen und dafür zu sorgen, daß das Evangelium nicht ganz in Vergessenheit geriete. Belkassem und ich machten uns eines Morgens frühe auf, beluden ein Maultier mit Mundvorrat für mehrere Tage, mit Munition, Kochgeschirren, Feldbetten, und einem großen Kasten Medizin, und dann los, bergauf, bergab, durch zwei Weds (Flußtäler) hindurch, die um diese Sommerszeit nur wenig Wasser führten, über sumpfige Niederungen, an deren Fieberdünsten sich Oleander und Kürbis sättigten, bis wir endlich um Mittag nach Ifira geritten kamen, einem Kabylendorf im Gebiet der Beni Gobri. Es war gerade Markttag, durch den etwa 3000 Kabylen von den verschiedensten Stämmen zusammengeführt worden waren. Da waren Beni bu Schaib, Beni Fraußen, Ait Jahja, und wie mir Belkassem sagte, auch Männer aus der Gegend von Omenka, vom Grenzgebiet der Beni Idscheer. Der Markt ist für die Kabylen das große Wochenfest, der Tag, an dem man mit dem weißen Burnus Manneswürde und Kabylenstolz zur Schau trägt. Ein schwäbischer Bauer, der zu seinem Sonntagnachmittagsschoppen ins „Lamm“ geht, kann nicht mehr selbstsichere Würde und behagliche Feiertagsstimmung auftreiben, als so ein Kabyle, wenn er gemessenen Schrittes den Markt durchwandelt. Da ist alles zu sehen und zu haben, was ein Kabylenleben reich und glücklich machen kann. Hier vorne werden Maultiere und Esel feilgeboten, — viel Schafe und Ziegen; Rindvieh ist wenig zu sehen. Dann der Getreidemarkt, wo Weizen und Gerste auf Tüchern aufgeschüttet liegen; — weiter, die Früchte des Kabylenlandes, Melonen, Feigen, Pfirsiche, die ersten Trauben; daran schließt sich der Tuchmarkt mit handgewebten Burnussen, dicken buntgemusterten Wolldecken, seidenen Kopftüchern, — es fehlt auch nicht am aufdringlichsten europäischen Schund: Messer, Spiegel, Blechwaren. Großen Absatz finden Schmierseife und Salz, von denen jeder Marktbesucher einen Wochenvorrat mit nach Hause nimmt. Hohe irdene Kochtöpfe werden von den Beni Mengellet zu Markte gebracht, die sechzehn Stunden Wegs nach Ifira haben. Wir kamen an einer Laubhütte vorbei, vor der der Kadi in beleidigender Gemütsruhe sein Fett ausruhen ließ. Er fragte mich barschen Tones, was ich als Rumi hierzulande zu suchen hätte. „Ich bin gekommen, dein Angesicht zu sehen und die Weisheit zu vernehmen, die von deinen Lippen trieft.“ — Hm, erwiderte er mit einer Betonung, die zu sagen schien, so eine gescheite Antwort hätte ich dir gar nicht zugetraut. Und jetzt erlaubte er mir, mich ihm zu Füßen zu setzen. „A kahwadschi, auwid elkahwa i sin,“ und nun schlürften wir zusammen den süßen Kaffee, als ob wir alte Freunde wären. Da aber sein Antlitz nicht besonders lieblich anzuschauen war und wenig Weisheit von seinen Lippen floß, empfahl ich mich bald mit den Worten: „A Schich, alamma udemik d'amasus nessah, semach iji, lamana emscheroler, adrocher, Hochverehrter Herr, obwohl mir dein Angesicht liebwert ist, verzeihe mir, aber ich habe zu tun, ich will gehen,“ — und mit einer gnädigen Handbewegung, „Roch bessalamma, Geh hin im Frieden!“, entließ er mich. — Auf dem Markt betrieb auch ein eingeborner Bader seine blutige Praxis. Wer immer an Kopfweh, Fieber, an wirklichen oder eingebildeten Gebrechen leidet, versäumt nicht, den Tebib, den Doktor, aufzusuchen. Der macht mit einem Rasiermesser zwei oder drei Schnitte in die Anke und zapft ihm mit Schröpfköpfen ein ordentliches Quantum Blut ab. Bei uns wurde früher auch bei jeder Art von Krankheit „zur Ader gelassen“. Etwas abseits ist die Fleischbank, wo Kälber und Lämmer vermetzelt werden. Das Schlächtergewerbe ist bei den Kabylen verachtet, es gilt eines freien Mannes unwürdig; deshalb wird es auch meist nur von Negern betrieben, denen von Alters her eine Art Sklavenstellung zukommt. — Frauen sieht man keine auf dem Markt, es sei denn, daß dann und wann eine Matrone ihr heimliches Kuppler- und Zigeunerwesen treibt; das suk, das zu Markte gehen, ist ein Geschäft für Männer. Auch an Erfrischungen und Eßwaren fehlt es nicht: Zitronenlimonade, Kaffee, Kräutertee, gebratene Leber und Sfendsch, eine Art Krapfen mit Honig bestrichen. — Um den Markt herum weiden Hunderte und Aberhunderte von Maultieren und Eseln, denen die Vorderfüße zusammengekoppelt sind. Dann und wann schwingt sich einer der Helden auf sein Tier und trabt davon, stolz wie einer, der seine Schuldigkeit getan hat.

Es war schon spät, als wir endlich nach Omenka kamen, und ich hatte kaum noch Zeit, mich bei Tageslicht in der Gegend und in der verlassenen Station umzuschauen. Das Kabylendorf schien wohl eine halbe Stunde Wegs vom Hause entfernt; da wollten wir also morgen hinaufgehen. Die Station ist an einem sanft abfallenden Hang angelegt und besteht aus einem steinernen Hauptgebäude und zwei verfallenen Blockhäusern. — Das Dach des Hauses ist an vielen Stellen durchlöchert, die Fenster sind ausgehoben, Ratten, Fledermäuse und Nachtvögel sind die einzigen Bewohner. Belkassem säuberte die Zimmer vom gröbsten Unrat, dann bauten wir die Fensterlöcher mit Feldsteinen zu, die Tür wurde schließbar gemacht, was an Hausrat noch vorhanden war zu einer Wohnstube zusammengestellt, — zum Nachtessen gabs frische Rebhühner und Konserven, — Belkassem schlief bei den Maultieren im Blockhaus, und ich schlug mein Bett im Hause auf. An Schlaf war aber nicht zu denken. Die Schakale heulten ums Haus, und Belkassem alarmierte zweimal, — er hätte deutlich ein Flüstern und Rascheln gehört, da galt es also vor Maultierdieben auf der Hut zu sein. Wir knallten ein paarmal in die Nacht hinaus, um zu verstehen zu geben, daß hier handfeste Leute wohnten.

Am nächsten Morgen kamen sie schon mit dem Frühsten vom Dorf herunter, um mich zu den Kranken zu holen. Einer sagte es dem Andern, und bald waren der Bestellungen so viele, daß ich wohl auf eine Woche hinaus zu tun gehabt hätte.

Auch der Dorfschulze kam, ein gesprächiger Mann, der Manches über Missionar Moray zu erzählen wußte. Es war eine kurze, traurige Geschichte. Vor 35 Jahren kam Herr Moray mit seiner jungen Frau aus der Schweiz hieher nach Omenka, um dem Reich Gottes einen Weg durch die Wildnis zu bahnen. Er baute sich Haus, Hof und Garten, durchzog hin und wieder die ganze Gegend, lehrte, predigte, heilte, half, liebte und lebte ein einsames Missionarsleben, abgeschieden von aller Welt. Alle Jahre einmal ritt er nach Azasga, der nächsten französischen Siedlung, um Menschen seinesgleichen zu sehen und seine Einkäufe zu machen. Auch nach Dschema kam er dann und wann zu kurzem Besuch. Die wilden, hartnäckigen Beni Idscheer aber vergalten ihm seine Liebe mit Bösem, raubten sein Vieh, plünderten den Garten, steckten das Blockhaus in Brand, stahlen ihm Geld und Waffen aus dem Hause und bedrohten ihn mehr als einmal mit dem Tode. Frau Moray arbeitete, kämpfte und litt an der Seite ihres Mannes, von Wenigen gekannt, von Niemand beachtet, gab fünf Kindern das Leben, die ohne Spiel und Kinderfreuden scheu und verträumt in der Einsamkeit aufwuchsen. Da starb eines der Kinder nach geheimnisvoller, unerklärlicher Krankheit, und innerhalb eines halben Jahres suchten noch zwei andere eine glücklichere Heimat auf. Jetzt war Frau Moray am Ende ihrer Kraft. Eine lähmende Schwermut kam über sie, die ihr den Geist zu umnachten drohte. Da verließ sie Omenka nach fünfundzwanzigjährigem Heldentum — „was Frauen erdulden“ —, um ihren zwei Aeltesten in die Schweiz nachzufolgen. Herr Moray aber hauste allein weiter und widmete sich ganz der Erziehung seines Schützlings Si Sadi, den er einst als Waisenkind ins Haus genommen hatte. Dieser Kabyle war die einzige Hoffnung der jahrzehntelangen Arbeit des Missionars, der schon glaubte, eine schöne Frucht reifen zu sehen. Si Sadi sollte der Apostel seines Stammes werden, ein Licht in der Finsternis. Er ließ sich taufen und bekannte öffentlich Christum als Heiland und Herrn. Aber der böse Feind hatte Unkraut gesät, das bald zum Unheil reifte. Si Sadi verlor plötzlich allen sittlichen Halt, heiratete zwei Frauen auf einem Sitz und schwur dem Christentum ab. Da kam eine Dunkelheit über Moray; er verließ sein Haus, sein Werk, die Gräber seiner Kinder, um nimmermehr zurückzukehren. Lange Zeit blieb er verschollen und Viele glaubten, er sei tot. Aber nach einem Jahr tauchte er wieder in Algier auf, wo er bis heute ein zurückgezogenes Dasein führt, ohne Zusammenhang mit dem tätigen Leben, von trüben, zweiflerischen Gedanken gequält. — „Als Sidi Moray sein Haus und Euch verließ, da hat

er wohl viele Tränen geweint", fragte ich den Scheich. „Nein", erwiderte dieser, „er hatte keine mehr".

Ohne Führer wäre ich kaum den Berg hinaufgekommen; das geht ja in die Höhe wie an der großen Pyramide zu Gileh. Ein Haus hängt über dem anderen, — die Hütten liegen auf der Bergkuppe wie ein Haufen Baulteine, den eine Kinderhand planlos aufgeschichtet hat. Hierher sind weder Römer noch Araber gekommen, und wer weiß, ob schon einmal ein Franzose in dieses Gebiet geraten ist. So sind die Beni Jdscheer rassereine Kabylen geblieben. Die Männer sind von hohem Wuchs und schauen drein wie Leute, die gutes Faustrecht zu üben wissen. Die Frauen sind schlank und sehnig, nicht so klein, nervös und kokett wie die der Beni Fraußen. Alles ist viel sauberer als drunten in Dschema, und man meint überall einen kühneren Schwung zu spüren. Ich werde allenthalben freundlich aufgenommen; es sollte mich auch wundern, wenns anders wäre. Jedes Haus hat seinen Kranken: — Ein junger Bursch, von der Auszehrung befallen, dem der Tod das zähe Leben stückweise aus dem Leibe ziehen muß, zum Skelett abgemagert, ein einziger stummer Knochenakkord. — Ein Mann, der gestern meuchlings in die Brust geschossen wurde; die Kugel durchschlug die Lunge und fuhr zum Rücken hinaus. Der Patient stopfte die Wunden mit Leinwandlappen zu; seine ganze Brust war überleimt von geronnenem Blut; gleichgültig rauchte er eine Zigarrette und hatte nur den einen Wunsch, möglichst bald Rache nehmen zu dürfen an seinem Todfeind. — Eine fünfzehnjährige Mutter im Kindbettfieber, der heilkundige Nachbarinnen einen finsteren Trank aus den widerlichsten Flüssigkeiten zugerichtet hatten. — Kinder, die von schleichenden, unerklärlichen Krankheiten verzehrt werden; — Augenkrankheiten, bei denen keine Salbe und kein Messer mehr hilft; — häßliche Geschwüre, die sich zentimetertief ins Fleisch hineinfressen, fingerdick bedeckt mit dem kabylischen Allerweltsheilmittel, Kuhmist mit Milch vermischt. — Da wird der Tag lang und die Zeit kurz, und als wir nach einer Woche aufreibenden aber freudigen Dienstes wieder Dschema zuritten, da wollte es mir fast leid tun um die verlassene Station und um die vielen schönen Gelegenheiten in Omenka. Noch nie in meinem Leben hatte ich so das Bewußtsein, ein nützlicher Mensch gewesen zu sein, wie diesmal. „Er zog aber seine Straße fröhlich."

In D. erwarteten mich die alten Pflichten und neue Aufgaben. Und da kommt mirs manchmal vor, als ob ich dankbar sein würde für Aufmunterung, Hilfe und Zuspruch, für Kameradschaft und Mitverstehen. Das Alleinsein wäre ja schließlich noch zu ertragen, aber die geistige Einsamkeit lastet schwer auf dem Gemüt. Nicht daß ich mich schon wieder auf Algier freute; bewahre, ich verlange gar nicht nach der fieberheißen Stadt mit ihrem aufregenden, gottlosen Leben, ihren Leidenschaften und ihrem Haß, — „die da tötet die Propheten und steiniget, die zu ihr gesandt sind." Aber unter den Europäern findet man doch immer wieder Menschen, die sich Gedanken machen und die etwas zu sagen haben, mit denen sich ein vernünftiges Gespräch führen läßt. — Am wohlsten ist mir dann mitten in der Arbeit, beim Studium oder wenn ich mit Beklassem eine Versammlung leite, auf einem Ritt bei Krankenbesuchen oder wenn wir im Garten nach römischen Altertümern graben.

Heute hatten wir die seltene Freude einer Kabylentaufe. Mohand Ablalom, ein vierzehnjähriger Junge aus Dschema gebürtig, der in Algier zu meiner Schule gehört, wünschte durch die Taufe ein öffentliches Zeugnis von seiner christlichen Heilserfahrung abzulegen. Ich glaube, daß ers ehrlich meint und daß sein Bekenntnis wahr ist. Zu seinem offenen Gesicht kann man sich kein falsches Herz denken. Wir ritten eine Stunde weit zu einem Gebirgsbach, der noch ein wenig Wasser führte, lagerten uns dort mit einem Dutzend christlich gesinnter Kabylen, Belkassem und ich hielten kurze Ansprachen und unter dem Gesang des Taufliedes: Deg uaman Urduen, „Steig hinein ins Jordanwasser", ging der Akt vor sich durch Untertauchen. Die auf dem Missionsfeld oft erhobene Frage nach der rechten Taufpraxis läßt die Kabylen vollständig gleichgültig. Aber sie denken bei der Taufe gern an die Geschichte von Naeman dem Syrer und an seine Jordanwaschung. Deshalb lieben sie die Taufe durch Untertauchen, der sie mehr als symbolische Bedeutung zusprechen.

In ein paar Tagen kommt Herr Roß wieder zurück mit seiner Familie und wird Rechenschaft fordern von meinem Haushalten. Mir ist nur auf Eins bange, daß ich wieder fort muß. Es will mir vorkommen, als ob man in der Zurückgezogenheit, in kleinen Verhältnissen mehr persönliche Werte schaffen könnte, als in dem zwiespältigen Leben einer Weltstadt. Nicht was wir uns selber werden, macht uns reich und glücklich, sondern was wir Andern sind.

Heute verbrachte ich den Nachmittag auf der Höhe; zum letzten Mal. Den Abschied vom kabylischen Hochland feierten wir mit einem Gewitter. Der Wind kam den Dschurdschura heruntergefahren, probierte seine erste Kraft an ein paar Kiefern, die er aus dem Erdreich hob, blieb eine Zeit lang in einer Schlucht stecken, wo er heulte und winselte wie ein eingesperrter Hund, stürzte sich dann kopfüber ins Tal hinab, um drunten wie das wilde Heer dem Meere zuzuraſen. Schwarze Gewitterwolken kamen gespenstisch wie apokalyptische Reiter über den Himmel geritten, die Sonne beleuchtete noch ein paar Ausschnitte des Horizontes mit einem grellen Licht, das leuchtende Grün der Kulturen im Tal wurde rasch von einem fahlen Braun und Grau überdeckt, der ganze Himmel durchleuchtete sich mit feuerrotem Widerschein fernen Blitzens, — eine Schlacht von Farben in Wind und Wetter! Wie zerrissene Hexentücher flatterten die Wolken um den Tirurda, und wie aus großen Mörsern knallte der Donner von den Felsen herüber, — rollend und hallend wie ein Schlachtgesang hinter hunderttausend Vandalenschilden, — dumpf und schauerlich wie ferne Totenklage um einen erschlagenen König. — Wenn die Schöpfung ihr Sturmlied singt, soll der Mensch schweigen. Er soll merken, daß er hineingelegt ist in übermächtige Gewalten, denen er in seiner Afterweisheit nichts zu sagen hat, denen allein gebietet der Herr, der Himmel und Erde gemacht hat.

Und mit Sturm soll die Geschichte enden. Wenn der große Kampf der Geister, der Philosophien und Religionen zu Ende geht, wenn die Kraftprobe gemacht wird, wer Herr der Welt sein soll, dann muß das große Sturmlaufen kommen am Ende der Zeiten. Dann werden all die Religionen, Christentümer und Menschenweisheiten zusammensinken in ihr Nichts, — „und zu solcher Zeit wird Gott vom Himmel ein Königreich aufrichten, das nimmermehr zerstöret wird."

Friedrich Rösch

Verschiedenes

Praktische Auslegung des Alten Testaments. Von D. Friedrich Niebergall, Professor in Heidelberg. Erster Band: Weisheit und Lyrik. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1912. 406 S. 8, gebunden 9,20 Mk.

Seiner „Praktischen Auslegung des Neuen Testaments" läßt Niebergall jetzt als methodische Anleitung zum Gebrauch in Kirche und Schule die „Praktische Auslegung des Alten Testaments" folgen, und zwar zunächst den ersten Band: Weisheit und Lyrik, die sogenannten Lehrbücher des Alten Testamentes. Der zweite Band soll die Propheten behandeln und Ostern 1914 erscheinen. Der dritte Band wird die Geschichtsbücher unter dem Gesichtspunkt religiös-sittlicher Politik behandeln; seine Erscheinungszeit steht noch nicht fest. Der vorliegende erste Band verwendet 39 Seiten auf die allgemeine Einleitung, 148 auf die Sprüche Salomos und Jesus Sirach, 127 auf den Psalter und 78 auf Hiob und Prediger Salomo; das Hohelied wird mit Recht nicht berücksichtigt. Zu Grunde liegt die Uebersetzung von Volz, für die Psalmen die Anordnung und Uebersetzung von Stärk. Es versteht sich von selbst, daß auch dieses Werk die Vorzüge des so erstaunlich produktiven und stets klaren Niebergall aufweist. Als Leser denke ich mir in erster Linie unsere Religionslehrer. Auch wir Pfarrer, junge und alte, werden uns gern von Niebergall führen lassen: er macht uns wie kein Zweiter klar, welche Fundgrube religiöser Wahrheit und Weisheit wir an dem Alten Testament gerade für die kirchliche Praxis besitzen. Und doch, ich für mein Teil huldige der ketzerischen Ansicht, daß sich der Pfarrer die praktische Auslegung seines Textes selbst zu erarbeiten hat, und betrachte den unpraktischen, wissenschaftlichen Kommentar als das genügende, vielleicht als das allein berechtigte Hilfsmittel, wenigstens für Predigt und Bibelstunde.

Johannes Kübel

Deutsches Christentum. Von Sigismund Rauh. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1912. 208 S. 2,50 Mk.

Rauh hat es nicht sowohl auf deutsches Christentum, sondern auf christliches Deutschtum abgesehen; er germanisiert das Christentum nicht, sondern er möchte mit dazu beitragen, daß unser deutsches Volk sein Glück auch fernerhin in der Gemeinschaft mit Gott, in der Nachfolge Jesu, in der Schule Martin Luthers finde. Rauhs Gegner stehen im Lager der Religionslosen. Diesen Gegnern rückt er denn mit frommem Mut, mit klarem Blick und mit tapferer Hand auf den Leib; und nicht nur den Religionslosen, sondern den Philistern und Aufklärern in allerlei Volk. Was ist das doch für ein erquickendes Wort, bei der Auslegung des vierten Gebotes: „Das ist das Unheil unserer Pädagogik, die zu frühe Intellektualisierung der Jugend. Das geradezu systematisch gezüchtete Mitreden der Kinder, diese künstliche Kultur von Naseweisheit, die ist unter den »Gebildeten« der Verderb des Familiensinns. Sorgen wir, daß unsere Kinder recht lange, wie das Mittelalter sagt, die tumben bleiben; die Kinder werden glücklicher dabei sein, die Heranwachsenden werden ein weniger von vorzeitiger Reflexion zersetztes Wollen in das Leben mitbringen, die Familie wird wieder eine Ordnung, eine Rangordnung, eine Verständigungsmöglichkeit gewinnen." In der Entfaltung der zehn Gebote — das Buch ist im letzten Grund eine neuzeitliche Erklärung von Luthers kleinem Katechismus; es ist auch aus dem Schulbetrieb herausgewachsen — gibt Rauh sein Bestes. Hier ist es ein Genuß, dem kernigen und frommen Mann zu folgen. Anderes hat mich weniger befriedigt; manches, z. B. das Kapitel von der Gottessohnschaft, erscheint mir als durchaus unzulänglich. Auf die kirchlich Liberalen ist Rauh schlecht zu sprechen, ihre „angebliche Religion" gilt ihm überhaupt nicht mehr als Religion; doch steht er den „Positiven" nicht minder fern. Er ist sichtlich durch die Schule der kritischen Theologie gegangen, aber er hat erst in der Mystik seine Befriedigung gefunden. Seitdem ist ihm „ganz gleichgültig", „ob dies oder das aus der Christustradition unserem »Denken« Schwierigkeiten macht. Das Denken ist nur der Ausdruck des Wollens. Wenn wir Gott als den Geleiter unseres Lebens betend fassen wollen, so werden wir das Händefalten vor dem Kruzifix von selbst erlernen. Können wir das nicht, so ist es darum, weil uns unser Leben unreligiös dahinfließt." Dieses Urteil setzt doch einen beträchtlichen Salto mortale voraus und tut historisch Denkenden unter Umständen schwer Unrecht.

Johannes Kübel

„Positive" und „Moderne". Ein theologischer Vorschlag zu praktischer Verträglichkeit im landeskirchlichen Protestantismus Deutschlands und Preußens. Von Dr. Karl Sell, Professor der Theologie an der Universität Bonn. Leipzig, Quelle und Meyer 1912. 120 S. 2 Mk.

Sells Buch ist aus den Artikeln herausgewachsen, die er in der Christlichen Welt über den Fall Jatho veröffentlicht hat, und ist der

größeren Oeffentlichkeit mitten im Kampf um Traub vorgelegt worden. Da war für einen Pacificus wenig Raum. Inzwischen haben die Wellen begonnen, wieder zurückzufluten; da mag denn der Vorschlag zur Verträglichkeit der Richtungen doch vielleicht Gehör finden. Sell vermittelt nicht; im Gegenteil, was „Positive“ und „Moderne“ trennt, läßt sich kaum schärfer herausarbeiten und offener, rücksichtsloser in seiner Gegensätzlichkeit darstellen. Und Sell weckt Verständnis für den Gegner; wo aber Verständnis zu finden ist, wird auch eine Verständigung möglich. Die Bedingungen hierfür lese man in dem Buch selbst nach. Ich halte es für unbedingt geboten, daß, wer irgend an der Zukunft des deutschen Protestantismus interessiert ist, sich von Sells Modus vivendi das Gewissen schärfen läßt. Johannes Kübel

Positiv und Liberal. Gemeinverständliche Betrachtungen zur kirchlichen Lage. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für evangelische Freiheit zu Köln von Pfarrer Lic. Radecke-Köln. Köln, Paul Neubner. 26 S. 20 Pfg.

Unsre Leser wissen, daß ich mit den Parteinamen „positiv“ und „liberal“ auf gespanntem Fuße stehe. Radecke charakterisiert die beiden so benannten Richtungen im ausdrücklichen Anschluß an das hievor empfohlene Buch von Sell als Religion der Heilstatsachen und Religion des frommen Bewußtseins. Ich meine nun zwar, daß sich der „liberale“ Christ fromm vor einer Tatsache beugen, der „positive“ ein Theologe des frommen Bewußtseins sein kann. Aber das hindert nicht, daß ich die kleine Schrift herzlich begrüße. Sie ist mit ihrem offiziellen Auftrage eine Art Bekenntnisschrift; möge sie bei Liberalen und Positiven in ihrem positiven Kern verstanden und gewürdigt werden. R

Lao-tszes Buch **vom höchsten Wesen und vom höchsten Gut** (Tao-tē-king). Aus dem Chinesischen übersetzt, mit Einleitungen versehen und erläutert von Julius Grill. Tübingen, J. C. B. Mohr 1910. 220 S. 4,50, gebunden 6 Mk.

Das hier aufs neue übersetzte und erklärte alte klassische Buch chinesischer Philosophie gehört in vielen seiner Einzelheiten zu den dunkelsten Büchern der Weltliteratur, ja, man könnte von ihm sagen, es ist so schwierig zu verstehen, daß es dadurch wieder leicht wird. Mit philologischen Fähigkeiten läßt sich nämlich wenig anfangen diesem Text gegenüber, und so rückt denn des Erklärers Kombination und Spekulation in den Vordergrund, die subjektive Auffassung, bei der die persönliche Ueberzeugung von der Richtigkeit des Gefundenen so leicht im umgekehrten Verhältnis zu der Zustimmung Anderer steht. Seit der durch Jesuiten hergestellten lateinischen Uebersetzung, die im Jahre 1788 der Asiatic Society geschenkt wurde, haben eine Menge Uebersetzer, Fachleute von erstem Range sowohl wie phantasierende Stümper, sich an dem Buche versucht. (Einen Ueberblick und eine kurze Wertung dieser Literatur gibt Grill S. 49–58, wobei indes noch Einiges weggelassen ist.) Der gegenwärtige Interpret rechtfertigt sein Unternehmen (S. VI) damit, daß wir noch die Ehrenschuld einer richtigen Würdigung des Laotze abzutragen hätten, der zu den verkannten Größen der Menschheitsgeschichte gehöre.

Ob Grill durch seine Arbeit in dieser Beziehung Wandel schaffen wird, wage ich zu bezweifeln. Die Schwierigkeiten liegen zu tief. Uebrigens muß man Uebersetzung und Erklärung als sorgfältig und fleißig gelten lassen. Der Verfasser, obwohl nicht Sinologe im strengeren Sinn, hat sich doch in dies Buch und seine früheren Interpreten seit Jahren mit tiefem Interesse hineingelesen, sein Urteil in den Einleitungsfragen ist besonnen und umsichtig. Die Uebersetzung selbst ist mir aber zu weitschweifig und umständlich, durch Einschaltungen vielfach einer Paraphrase sich nähernd, was zu dem so kräftig konzisen Text des Originals doch in einem schreienden Stilgegensatz steht. Auf Einzelheiten der Auslegung kann hier nicht eingegangen werden. Technisch ist mir die Anordnung der Anmerkungen hinter dem Texte (zumal in zwei Abteilungen, zuerst die der Einleitung für sich, dann die des Textes) unangenehm.

Es kommt mir vor, als ob in der Tao-te-king-Forschung nicht durch neue Uebersetzungen, sondern, wenn überhaupt, nur durch sorgfältige textkritische Arbeit noch weiterzubringen wäre. Textkritische Untersuchungen, für die es vielleicht gelingen wird noch wenig bekannte Texte heranzuziehen, mögen für manche der schwierigsten Stellen eine bessere Unterlage schaffen, auf der sich die Auslegung mehr einigt. L. de Roßnys Arbeit (Paris 1892), die in diese Richtung weisen kann, erwähnt Grill, soviel ich sehe, merkwürdiger Weise gar nicht.

Heinrich Hackmann

Quittung

Für die Missions-Nationalspende (2. Quittung): 120 Mk. von Fam. P Frankfurt a. M.; 95 Kollekte der deutsch-evangelischen Gemeinde zu Kristiania; 50 von B, Cöln; 40 gesammelt bei dem Gottesdienst der Hundertjahrfeier in der Gemeinde Klingsdorf; 30 Sammlung in der Gemeinde Billisaß; 15 von F A, Marburg; 11,30 Kollekte aus Walsleben; 10 von E M und E St, Dresden; je 5 von R, Cassel; B, Friesack; M L, Frankfurt a. M.; B, Hannover; P R S, Wiesbaden; H B, Frankfurt; G, Langfuhr; je 4 von H M, Berlin; M F, Berlin; O Sch, Berlin; L, Wilmersdorf; 3 von H D, Friedenau; 1 von W K, Frankfurt a. M.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 6. Mai 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Bedroht die moderne Naturerkenntnis das Zentrum der Religion? Dr. med. et phil. Hauser.

Nordhausen. Mittwoch 28. Mai 4 Uhr im Garten der Hoffnung: Das Religiöse in der Dichtung Schönaich-Carolaths.

Versammlungskalender

4.– 5. Mai	Religiös-soziale Konferenz Bern
13.–15. „	Evangelisch-sozialer Kongreß Hamburg
13.–15. „	Deutscher Evangelischer Schulkongreß Kassel
13.–18. „	Bund deutscher Bodenreformer Ferienkursus Berlin
18.–21. „	Bund deutscher Jugendvereine Kiel
20.–22. „	Evangelisches Erziehungsamt der Innern Mission Weimar
22. „	Theologische Konferenz Gießen
24. „	Konferenz für studentisches Wohnungswesen München
1.– 3. Juni	Evangelisch-kirchlicher Hilfsverein und Frauenhilfe Berlin
9.–12. „	Internationale Abolitionistische Föderation Paris
11.–15. „	Weltbund Jünglingsvereine und Vereine junger Männer Edinburg
24.–26. „	Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Hannover
16.–22. Juli	Weltkongreß für freies Christentum Paris
4.–16. August	Ferienkurse Jena
4.–30. „	Internationales Friedensseminar Kaiserslautern
20.–23. „	Internationaler Friedenskongreß Haag
8.–11. September	Deutscher Pfarrertag Dessau
15.–17. „	Allgemeiner Evang.-Protest. Missionsverein Braunschweig
15.–19. „	Instruktionskursus für Kindergottesdienst Bremen
15.–19. „	Gustav-Adolf-Verein Kiel
25.– 28. „	Evangelischer Bund Görlitz
21.–26. „	Kongreß für Innere Mission Hamburg
2.– 3. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 17. Nordamerika 1912 — Sachsen-Altenburg 1910–1912 — Verschiedenes: Karl Lamprecht über die theologischen Fakultäten; Feuerbestattung; Berichtigung.

„Los von Kant?“
Eine bahnbrechende Schrift von Moritz Bartsch
II. Teil der „Populären Philosophie“, deren I. Teil: „Was ein moderner Mensch von Kants Erkenntnistheorie wissen muß!“ glänzend beurteilt wurde.
Preis **1 Mk.** geh., **1.50 Mk.** geb. — Prospekte umsonst
Durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag
Paul Schimmel in Breslau IX

Ueber monistische Ethik
Eine Abwehr
Vortrag vor der Friedrichrodaer evangelischen Gemeinde gehalten am 22. März 1912
von
G. Fraedrich
56 Seiten. Preis 80 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder nach Einsendung von 90 Pfg. direkt vom
Verlag der Christlichen Welt, Marburg a. d. Lahn

Soeben sind erschienen:
Die Geheimreligion der Gebildeten:
1 Mk.
C. von Zastrow: Das Christentum der Jatho-Gemeinde
Amtsrichter in Guben
D. Th. Steinmann: Ueber den christlichen Glauben und die moderne Religionskrisis.
Dozent in Gnadenfeld
Den „Freunden der C. W.“ empfohlen **als Grundlage zu Diskussionen** in ihren Versammlungen! D. Th. Steinmann geht kritisch ein auf C. v. Zastrows Darlegungen. Diese Aussprache der beiden Männer, des „Laien“ und des Theologen, regt zu weiterer Vertiefung des Themas an.

Zeitlichkeits- und Ewigkeitsreligion. Von **Ph. H. Wicksteed.** Uebersetzt von **Ch. Broicher** 1913. 60 ₰.
Dieser Sonderdruck aus „Religion u. Geisteskultur“ ist um zwei längere Anmerkungen erweitert, die die Hauptgedanken des Verfassers noch beweiskräftiger machen.
Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Die Stelle der Vorsteherin der **Anstalten des deutschen evangelischen Frauenvereins** in Florenz soll auf 1. Mai, jedenfalls aber sobald als möglich, neu besetzt werden. Damen im Alter von 28—35 Jahren, evangelisch, von guter Bildung, mit Kenntnissen in neueren Sprachen, wirtschaftlich sehr tüchtig und erfahren, gesund und arbeitsfreudig, wollen sich um nähere Auskunft wenden an **Dr. Lessing**, Pfarrer, **Borgo la Croce 1, Florenz.**

Stud. jur., Schweizer, sucht Stellung als **Hauslehrer** oder **Reisebegleiter** während der akademischen Ferien. Beste Referenzen. Angebote unter F R vermittelt der Verlag der Christlichen Welt.

Junger Pastor sucht, um sich durch Nebenarbeit in nutzbringender Weise wissenschaftlich weiterzubilden, Verbindung mit Theologen, Professor, Redakteur etc. zwecks Uebernahme irgendwelcher wissenschaftlichen Arbeit.

Angebote unter **G. H.** an die Geschäftsstelle.

Junge, 20 jährige **Lehrerin**, mit guten Empfehlungen, sucht Stellung in einem Institut. Gefl. Offerten mit Gehaltsangabe u. **A. N.** an die Exp.

Gebildetes junges Mädchen, staatlich geprüfte **Kindergärtnerin**, sucht Stelle in einer Familie oder in einem Kinderheim.

Näheres bei **Maria Kley**, Oberlehrerin, **Bonn a. Rh.**

Gebildete junge Mädchen, welche Luftveränderung brauchen, gut gepflegt und auf Wunsch leicht beschäftigt werden sollen, finden liebevolle Aufnahme. Beste Empfehlungen, mässige Preise.

Haus Voullaire, Neuwied-Rh.

Florenz Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen. Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—

Venedig Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Ausschreibung

Die Pfarrstelle in unsrer **deutsch-evangelischen Diasporagemeinde** mit dem Amtssitz in **Olmütz** wird infolge Berufung unseres Pfarrers nach Görlitz am 1. Juli frei und wird hierdurch zur Neubesetzung ausgeschrieben. Die Arbeit in dem weitverzweigten Diasporagebiet mit anhaltender evangelischer Bewegung am Sitze eines mächtigen Erzbistums ist nicht leicht, aber für eine tüchtige Kraft lockend und lohnend. Kirche und Pfarrhaus vorhanden. Den Bewerbungen sind Zeugnisse und Lebenslauf beizufügen. Nähere Auskunft erteilt

das deutsch-evangelische Presbyterium-Olmütz

Martin Fischer, Kurator

Evangelisch-Sozialer Kongreß in Hamburg

13.—16. Mai

Dienstag, den 13. Mai Abends 7 Festgottesdienst in der Hauptkirche St. Michaelis: Hauptpastor D. Hunzinger. — 8½ Begrüßung.

Mittwoch, den 14. Mai Vormittags 9 Erste Hauptversammlung. Eröffnungsrede des Vorsitzenden Professor D. Baumgarten-Kiel. Offizielle Begrüßungen. Hauptprediger Dr. Geyer-Nürnberg: **Die Pflege der Religion in der Großstadt.** Nachmittags 4 Zweite Hauptversammlung. Frau von Forster-Nürnberg: **Familie und Persönlichkeitskultur.** Abends 6¾ Zusammenkunft der evangelisch-sozialen Frauen. Empfang im Frauenklub. — 8½ Oeffentlicher Volksabend im Sagebielschen Saale.

Donnerstag, den 15. Mai Vormittags 8 Orgelkonzert in der Hauptkirche St. Michaelis. — 9 Dritte Hauptversammlung. Pfarrer Lic. Schneemelcher-Berlin: Jahresbericht. — Professor Dr. Wilbrandt-Tübingen: **Die Konsumgenossenschaftsbewegung.** Nachmittags 2½ Besichtigungen nach Auswahl: 1. Schiffswerft von Blohm und Voß, 2. Rauhes Haus in Hamburg-Horn, 3. Friedhof in Ohlsdorf, 4. Konsumgenossenschaftliche Einrichtungen. — Abends 5½ Gemeinsame Hafenrundfahrt.

Freitag, den 16. Mai: Friedrichsruh.

Empfangs- und Wohnungs-Auskunftsstelle am 13. Mai im Hauptbahnhof, Wartesaal II. Klasse, vom 14. Mai an im Curiohause. Alle Verhandlungen im Curiohause, Roterbaumchaussee 13. Anfragen wegen Wohnung durch Postkarte mit Antwort an Dr. von Reiche, Hamburg 1, Klosterstraße 30; mit Angabe, ob Freiquartier oder zu welchem Preis? Zu Auskünften bereit Pastor Hintze, Hamburg 21, Schillerstr. 15 und Pastor Schneemelcher, Rummelsburg bei Berlin.

Thüringer Waldsanatorium

Schwarzeck

Bad Blankenburg-Thüringerwald

Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz- und Frauenkrankheiten, Abhärtung, Erholung usw.

Besitzer Sanitätsrat Dr. med. Wiedeburg

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Moderne Predigtsammlungen:

R. J. Campbell

Zehn Predigten

Autorisierte deutsche Uebersetzung von **Martha Pick**

Mit einem Vorwort von **Otto Baumgarten**

Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—

Schon daß Professor Baumgarten der deutschen Uebersetzung dieser Predigten ein Vorwort mitgibt, wird einem modern gerichteten religiösen Leserkreis die beste Empfehlung sein. Wer Campbell, den kühnen mutigen Pfarrer des City Temple in London kennt und liebt, weiß, was er ihm verdankt und wird mit Freuden auch durch diese Predigten sich wieder hinanführen lassen zum Bewußtsein der letzten Einheit Gottes und des Menschen. Wer ihn noch nicht kennt, dem werden diese Predigten einen Einblick verschaffen in das reine, vornehme, von tiefer, verstehender Menschenliebe erfüllte Gemüt dieses Predigers eines lauteren Christentums, der, ohne je die Wirklichkeiten des Lebens in ihrer drückenden und niederziehenden Schwere für nichts zu achten, doch seine Zuhörer in lichte Höhen der religiösen Zuversicht und Kraft führt. Möchten Campbells Predigten in Deutschland so vielen Herzen wohltun, wie sie in England suchende Herzen zum Ziel führten. Christliche Freiheit 1912 Nr. 50

O. Baumgarten

Predigten aus der Gegenwart

gehalten in der Kieler Universitätsaula

2. Aufl.

Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50

Jesuspredigten

gehalten in der Kieler Universitätsaula

Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Es sind moderne Predigten im besten Sinne des Wortes für freier gerichtete und gebildete Gemeindeglieder, aber auch den im praktischen Amte stehenden Pfarrern können sie zum Studium empfohlen werden.

Blätter für die evangelische Freiheit und kirchlichen Fortschritt 1912 Nr. 16

Kinderheim Theodorshall bei Solbad Kreuznach

Angenehmer Landaufenthalt; neuerbautes Haus, an den Salinen und dem Walde gelegen; gute Verpflegung und Aufsicht, Solbäder im Hause. Das ganze Jahr geöffnet. Vor den Ferienmonaten gern zu Ermässigung bereit; auch für erholungsbedürftige junge Mädchen. Nähere Auskunft durch die Vorsteherin **M. Wenzel.**

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 427 794 663 M. Vermögensbestand 158 648 000 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Kober C. F. Spittlers Nachfolger in Basel (Paul Häberlin, Wissenschaft und Philosophie)